

Seite

| | |
|--|-----|
| <i>Hans Peter Johannsen</i> Im Sommer 1955 – Reiseeindrücke und Gespräche..... | 105 |
| <i>Detlef Hansen</i> Die deutsche Wandlung und der Umbruch in Südschleswig | 116 |
| <i>Hans Bühmann</i> Gestorbenes Gestern..... | 128 |
| <i>Reimut Jochimsen</i> Von der Friedrich-Paulsen-Schule zur Harvard-Universität | 131 |
| <i>Paul Koopmann</i> Die deutsche Jugendarbeit in Nordschleswig seit 1945 | 140 |
| <i>Ernst Siegfried Hansen</i> Die Skepsis der Enkel..... | 149 |
| <i>Friedrich Schönemann</i> Schließt »Amerikanismus« Nationalgefühl aus?..... | 154 |
| Umschau ab Seite 160 | |

REIMUT JOCHIMSEN, geb. 8. Juni 1933 in Niebüll, Kreis Südtondern. Besuch der Friedrich-Paulsen-Schule bis 1950, danach des Gymnasiums in Flensburg. Tätigkeit als Vorsitzender im Bundesvorstand der „Jungen Presse“, Bundesarbeitsgemeinschaft jugendeigener Zeitungen, als Schriftleiter des „Turm“ (Schulzeitung des Flensburger Gymnasiums) und Schulsprecher; Abitur 1953. Studium der Wirtschaftswissenschaft in Bonn, an der Harvard-Universität als Fulbright-Austauschstudent. Als Wirtschaftspraktikant in Helsingfors Sommer 1955. Anschließend Studium am Centro di Bologna in Italien.

PAUL KOOPMANN, Dr. phil., geb. 1911 in Sonderburg; Schulbesuch: Sonderburg, Tingleff, Niebüll (Reifeprüfung 1931); Studium der Geschichte an den Universitäten Kiel, Kopenhagen, Innsbruck; Promotion: Kiel 1937, philolog. Staatsexamen 1938; Kriegsteilnehmer 1940 bis 1945, Internierung; Leiter der Nachschule Tingleff seit 1952.

FRIEDRICH SCHÖNEMANN, Dr. phil., D. Litt. h. c., Prof., geb. 30. Mai 1886 in Cottbus, Maurerlehre, Oberrealschule, Universität Berlin und Marburg (germ.), Promotion 1911, 1921 bis 1926 Lektor für Englisch und Privatdozent Universität Münster, 1936 o. Prof. für Amerikakunde Universität Berlin, 1950 MdL in Schleswig-Holstein, wohnhaft Husum.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen etwa vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund (Bund für deutsche Friedenarbeit im Grenzlande) – Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für 2,- DM im Jahr – Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser allein verantwortlich – Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Straße 9 – Alle Anfragen nach dorthin erbeten – Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

ALS NEUE FOLGE
DER BRIEFE

Zu diesem Heft

Den Lesern der Grenzfriedenshefte wird es nicht entgangen sein, daß jedes Heft einem größeren Fragenkomplex aus der Geschichte oder Gegenwart des politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Lebens unseres Grenzlandes gewidmet ist. Der Herausgeber hofft, auf diese Weise nicht nur einen möglichst geschlossenen Beitrag zum einzelnen Thema zu geben, sondern möchte die Reihe der Hefte und Jahrgänge auch als ein „Archiv“ betrachtet wissen, dem jeder Interessierte Beiträge entnimmt, aus denen gewissermaßen im Querschnitt die zeitgenössische Auffassung über den Stand der deutsch-dänischen Auseinandersetzung auf allen Gebieten abgelesen werden kann.

In diesem 3. Heft des Jahrganges 1955 wurden solche Beiträge vereint, in denen die Autoren, von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, die seit 1900 in mancher Wandlung begriffene Haltung der Grenzbevölkerung zeichnen. Insbesondere geben die Aufsätze R. Jochimsens, P. Koopmanns und E. S. Hansens ein Bild der Jugend, von der gelegentlich behauptet wird, daß sie an den Problemen des Grenzlandes wenig Interesse zeige. Detlef Hansens Aufsatz gibt eine Analyse der Verhältnisse südlich der Grenze seit 1945.

Da wir ganz allgemein eine Versachlichung des Lebens feststellen, im Gegensatz zum Stil um 1900, baten wir F. Schönemann, in einem Beitrag zum sogenannten „Amerikanismus“ Stellung zu nehmen, wie auch auf unsere Bitte der Beitrag R. Jochimsens unter diesem Gesichtspunkt geschrieben wurde. Eingeleitet wird das Heft mit einem Beitrag H. P. Johannsens über Reiseeindrücke und Gespräche im Sommer 1955 und wie üblich mit der Umschau abgeschlossen.

Dr. J.

Von bestimmenden Zügen im Angesicht der Zeit haben wir zu reden begonnen. Unmöglich ist hier die Linie zu übersehen, die ihm die Entwicklung der Technik eingegraben hat. In zunehmendem Maße dringen daher in die Sprache Bilder ein, die dem Bereich der Technik, und insbesondere dem Verkehrswesen, entnommen sind. Da wird der Mensch „durch geschleust“ wie ein Schiff, „abgestellt“ wie ein Eisenbahnwagen, „eingesetzt“ wie das genormte, beliebig auswechselbare Teilstück einer Maschine. Einer ganz besonderen Beliebtheit als Bilderlieferant erfreut sich der Motor; und wie könnte das überraschen, da doch erwiesen ist, daß der Motor nicht etwa der Götze dieser Zeit – Götzen sind vergleichsweise harmlos –, sondern ihr Teufel ist. Man „kurbelt“ also den Menschen an, man läßt ihn „anlaufen“, und von Zeit zu Zeit muß er auch „überholt“ werden, und zwar nicht nur äußerlich in den Reparaturräumen des Krankenhauses oder Sanatoriums, sondern auch „weltanschaulich“, etwa in Schulungslagern.

Wer hier lacht, weil er diesen Sätzen einen humoristischen Beigeschmack abgewonnen zu haben glaubt, dem sei gesagt, daß es sich um eine Geschmackshalluzination gehandelt haben muß. Diese Sache ist bitter ernst. Der Mensch, der nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, wird hier zu einem normierten Gebrauchsgegenstand entwürdigt. Diese sprachlichen Kuriositäten haben sich nicht etwa nur so nebenbei und ohne böse Absicht ergeben. Nein, die Mächte der Finsternis wollen die Entwürdigung. Sie wollen den „einsatzbereiten“ Menschen, den Ersatzteil der sozialen Maschinerie, oder auch den Pfahl statt eines lebendigen Baumes, der mit seinen Wurzeln tief in das Dunkel der Erde greift und darum hinsichtlich der „Einsatzbereitschaft“ weit unter dem beflissenen Pfahl steht.

Aus F.E. Peters: „Gebild und Leben“

... eine Zeit lässet sich nicht mittendurch schneiden, daß nach beiden Seiten hin ein Teil fällt, dahin das Alte, dahin das Neue, denn in dem Alten ist schon das Neue vorhanden, und in dem Neuen ist noch Altes übrig ...

Claus Harms

Im Sommer 1955

Reiseeindrücke und Gespräche

Von Speyer nach Roskilde

Alles, was der Sommer 1954 uns vorenthielt, schenkte uns sein Nachfolger 1955. Wer zudem das Glück hatte, aus unseren Breitengraden kommend, in der zweiten Junihälfte in Mittel- und Süddeutschland zu reisen, erlebte eine Verlängerung der langen, schönen Sonnenzeit etwa um weitere vierzehn Tage. Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, von Flensburg aus seinen Aktionsradius des Reisens auf etwas über tausend Kilometer nach Süden, mit Dinkelsbühl als Endziel, und auf etwa vierhundertfünfzig Kilometer nach Norden, mit Magleås als einem Mittelpunkt diesjähriger Gespräche zwischen Deutschen und Dänen, ausdehnen konnte, wird wieder einmal die Vielfalt der landschaftlichen Formen gerade Mitteleuropas beglückt erlebt haben – umso mehr, als diese Formen in den vielen Farben dieses Sommers, vom sattesten Grün des Odenwaldes bis zum schier unwirklichen Blaugrau der dänischen Gewässer, sich bildeten, zerflossen und wieder prägten. Unzählig die Eindrücke, die Erinnerungen, die Photos! Stellvertretend für viele und den Gesamteindruck der Reise zusammenfassend mögen zwei Eindrücke besonderer Art genannt werden, wobei gebeten wird, den notwendigerweise subjektiven Charakter solcher Wiedergabe zu berücksichtigen: Heidelberg und die Fährverbindung Nyborg-Korsør.

Heidelberg – die Reisenden stehen auf der alten Brücke. Immer wieder übermannt dieses Bild, es wäre töricht, sich dieser Aussage zu schämen. Hier ist das Herz Deutschlands. Aus dieser Brücke, diesem in seiner Zweckmäßigkeit und Schönheit ergreifenden Bauwerk spricht das Gefühl für die Form schlechthin, eine Form, die ihren strahlendsten und erhabenen Ausdruck in der Fassade des Schlosses erhielt. Eingebettet in das Grün der Wälder, zeigt es in seiner zerstörten Gestalt einen der vielen schmerzlichen Irrgänge europäischer Geschichte, zeugt es von der immerwährend dem Menschengeste gestellten Aufgabe der Vereinigung von Natur und Geist, unter welcher letzterem die Menschen so gern auch die Politik begreifen möchten und so oft hier enttäuscht wurden.

Auf dem Friedhof in dieser Stadt ruhen Männer, die dieser Einheit von Natur, Politik und Geist jeder in seiner Weise dienten – nur einige Namen: Friedrich Ebert, Kuno Fischer, Wilhelm Furtwängler, Friedrich Gundolf.

Draußen vor den Toren des alten Heidelberg hämmert in der Rheinebene die Gegenwart. Industrie und Handel rufen eine beängstigende Verkehrsdichte

hervor, in die der neue Bahnhof – ein Superbahnhof – einige Ordnung bringt, jedenfalls im Bereich der Schienen. Gleich, von welchem Platze aus man diese Stadt betrachtet, immer wird man sie, leise die Verse Hölderlins sprechend, verlassen:

*„Du, der Vaterlandstädte
Ländlich schönste, soviel ich sah“*

Das Weserbergland mit der stillen Weser, die man den protestantischen Fluß Deutschlands nannte und die betrüblicher Weise Schiller „auch zu dem kleinsten Epigramme der Muse nicht Stoff“ gab, der Rhein, in dessen Wellen sich wie zu Heines Zeiten „mit seinem großen Dome das große, heilige Köln“ spiegelt, das Lahntal mit dem Dome zu Limburg, der Odenwald mit Heppenheim, in dem man Goethes Vorbild für Hermann und Dorotheas Städtchen vermutet, die Burg Goetzens am Neckar, die Kaiserpfalz zu Wimpfen, die barocke Prächtigkeit Bamberg, die Idylle Dinkelsbühls, das kurz vor dem ersten Weltkrieg ein dänischer Dichter als einen Ort besang, der Geist und Seele des alten Erdteils atme und zu unser aller Wohl bewahre, der Glanz Würzburgs, dem an dem Tage, als wir es, gen Norden fahrend, verließen, ungezählte dänische Kraftwagen auf ihrer Ferienfahrt nach dem Süden zustrebten, das hessische Bergland – lieblich und erhaben zugleich, die stille Lüneburger Heide, die einst Jens Baggesen besang – das alles wäre zu preisen, wenn nicht der Leser über Gebühr lange in Anspruch genommen werden müßte.

Und zudem: Wir suchen nach jenem Punkte, in dem für unser Gefühl auf einer Reise sich unser Nachbarland Dänemark in Gehalt und Gestalt kristallisiert. Wann erlebt man Dänemark? Dies geschieht in dem Augenblick, in dem man nach einer Fahrt durch die unvergleichlich liebliche jütische Ostküste mit dem Auto in Nyborg ankommt, tatsächlich und bildlich erhoben durch die Beltbrücke, eine in modernster Form geschaffene Einheit von Natur und Geist. In dem Augenblick, da man den Wagen nach den Weisungen der Schiffseisenbahner zentimeterweise genau auf die Fähre steuert, dann, zusammen mit einer unwahrscheinlich bunten Völkerschar, die, unwahrscheinlich bunt gekleidet, Automobilen aller Länder entsteigt, nach oben auf das Deck geht, in dem Augenblick, da der Blick, oben angekommen, sowohl auf das Kalte Büfett als auf die Buchenzweige, die sich am Strande dem Meer zuneigen, als auf zwei hineinkommende und noch zwei vor uns hinausgehende Fähren fällt, in diesem Augenblick sagt man sich: das ist Dänemark. Hier weitet sich das nach Stundenkilometern relativ schnell zu bewältigende Land zur Welthaltigkeit. Hier kommt einem die Vokabel „de danske Farvande“ auf die Zunge, indem die Gewässer sich in der Vorstellung zu jenen Meeren ausweiten, die seit eh und je dänische Schiffe befuhren. Auch hier wäre man versucht, noch vieles zu nennen: die stillen Weiten Mitteljütlands, die wilde Einsamkeit Hanstholm, in der Jens Peter Jacobsens Ahnen lebten, die

musikalische Landschaft Nordseelands, die alle großen dänischen Lyriker priesen. All dies scheint uns in der Überfahrt von Nyborg nach Korsør vereint zu sein. Aber wir standen auf dieser Reise an zwei Stätten, einer im Süden, der deutschen Nation heilig, einer im Norden, von der dänischen ehrfürchtig genannt – im Dome zu Speyer an den Sarkophagen der deutschen Kaiser und in den Grabkapellen der dänischen Könige im Dome zu Roskilde. Daß wir uns hier zwischen zwei magnetischen Kraftfeldern bewegen, zwei Polen, spürt niemand deutlicher als der aus dem Grenzland kommende Reisende. Man steht vor dem Dome zu Speyer, ergriffen von der Großartigkeit dieses Bauwerks, das man als eine Festung Gottes bezeichnen möchte. Es ist vielleicht das reinste romanische Bauwerk Deutschlands und läßt in seinen großen, klargegliederten Ausmaßen noch die Spannungen des Baumeisters, der den Ausgleich zwischen Materie und Geist schuf, ahnen. In der Krypta ruhen die Gebeine Rudolf von Habsburgs und der Kaiser Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V. Selbst die monoton gesprochenen Erklärungen, die sich in menschlich-allzumenschliche Maße verlieren, können dem Besucher das Gefühl von der Größe der Macht, die hier einst verkörpert war, nicht nehmen. Die geweihte Stätte selbst aber redet eindringlich von einer Macht, die größer ist als alle Gewalt dieser Erde. Der Besucher aus dem Schleswigschen denkt daran, daß hier diejenigen ruhen, die zu den glanzvollen Schöpfern eines Reiches gehörten, welches an das Reich derer grenzte, die im Norden ein Machtzentrum schufen. Er denkt daran, daß seine Heimat in den politischen Spannungen zwischen den Nachfolgern dieser Kaiser und der Könige, die nun seit langem im Dom zu Roskilde ihren ewigen Schlaf halten, gar oft Objekt und nur selten Subjekt war. Im Dome zu Roskilde, jenem ehrwürdigen Backsteinbau, in dem die Stilelemente der Gotik und Romanik sich vereinen, ruhen sie, die Oldenburger, fast alle. Von den stummen Särgen weht noch etwas von der Kraft des Willens, der hier erstarrte, dem Besucher entgegen. Nur König Hans und König Christian II. sind in Odensee beigesetzt, während König Friedrich I. im Dome zu Schleswig ruht. Daß die Königin Caroline Mathilde 1775 in Celle starb, hängt damit zusammen, daß sie ihre Gunst dem Minister Struensee schenkte, der aus Altona stammte und dem der Prozeß mit dem Ziel der Hinrichtung gemacht wurde deswegen und weil seine übereilten Reformen zum Erzittern des Staatsgefüges zu führen drohten. Wir stehen mit diesen Ereignissen am Beginn der modernen Epoche der deutsch-dänischen Beziehungen.

Die alte Uhr

Aus diesen „europäischen Bezügen“ kehrten wir auf unserer Reise in ein altes Bauernhaus im Nordschleswigschen zurück. Kehrten wir zurück in die Enge? Eher in den Ausgangspunkt, symbolisch gesprochen! Wir wollten den Bauern besuchen, der jedoch nicht anwesend war; wir beschlossen zu warten.

Hatte uns beim Betreten des langgestreckten cimbrischen Hauses mit seinem ebenso schlichten wie würdigen Giebel, in dem das Gesetz der Form offenbar wurde wie an den Maßen eines Herrenhauses, die in Sonne gebadete weiße Front erfreut, so vereinigten sich drinnen der Pendelgang einer sehr alten Standuhr mit dem Geräusch des vom warmen Winde in melodischem Schlag an die Scheiben getriebenen Mauerweines. Das regelmäßige Geräusch übte eine seltsame Wirkung aus und ließ den Besucher in Nachdenken verfallen. Welche Ereignisse hatte diese Uhr mit ihrem hellen Klang nicht begleitet! Sie schlug wahrscheinlich bereits dem ersten Besitzer des 1784 erbauten Hauses, sie wies den Weg durch den Tag vom frühen Morgen in der Heuernte bis zum traulichen Winterabend des damaligen kleinen Heidedorfes, in dem, aus manchen Zeugnissen erkennbar, ein lebendiges geistiges Leben herrschte. Sie zeigte die Zeit des Tages, aber sie wird kaum den Klang der Zeit in jenen schleswigschen Bauern wachgerufen haben, die zwar Zeitgenossen der französischen Revolution waren, jedoch nicht ahnen konnten, was dieses Ereignis in seiner Wirkung auf spätere Geschlechter und auch auf ihre Heimat bedeuten würde. Die alte Uhr schlug also zu Goethes Zeiten, dann zeigte sie 1848 die Tage der Brandung ihren Hausbewohnern, die „Schleswig-Holsteiner“ waren und Heimdeutsche wurden, 1864 lasen österreichische Soldaten an ihrem Ziffernblatt ab, wann des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr abgelaufen sei, 1870 mag ihr Klang den Mitgliedern der Familie bald hell, bald dunkel erschienen sein, war doch der damalige Sohn des Hauses in den Krieg mit Frankreich gezogen. Sie schlug die guten Stunden der langen Friedensjahre und sie zeigte die Stunde der Sorge und Trauer, als der Besitzer des Hauses 1915 in den Masuren fiel. Sie begleitete den jetzigen Bauern und seine Geschwister auf dem Wege zur Schule und zur Feldarbeit, sie rief, wenn es Zeit war, zur Bahn zu gehen, um auf die Universität zu fahren. Ihr Klang band die Familie und wies ihr, die verschiedenen Wege rechtzeitig zu gehen. Wie die Uhr der alten Marthe tickte sie bald laut, bald leise, sie wußte von allem und hatte alles miterlebt.

Dem wartenden Besucher fiel in der Ruhe des Sonntags und beim Tick-tack ein, daß Stefan Zweig eine bedeutsame Tatsache aussprach, als er von seinem Vater und Großvater sagte, sie hätten das Leben in der Einform gelebt, ein Leben ohne Aufstiege und Stürze, ohne Erschütterung und Gefahr, sie hätten im selben Land, derselben Stadt und fast immer in demselben Haus gelebt. In demselben Haus – unter dem Klang der gleichen Uhr! Eine Generation wie die unsrige kann kaum mehr ein Ohr für diesen Rhythmus des Lebens haben. Wir meinen sicher nicht zu Unrecht, daß sie um vieles ärmer werden mußte, denn der, der in rasender Eile Länder und Kontinente freiwillig oder gezwungen durchmißt, der, dessen Wohnplatz über das Maß des Zulässigen beengt ist, kann nicht das Gefühl der beglückenden Ruhe, der Geborgenheit und Gelassenheit kennen, wie der, dem

es vergönnt ist, sein Haus zu umgehen und zu durchgehen. Und wenn auch jeden Tag das Haus einfallen kann, es wird ihm eine Ahnung der Sicherheit geben, von der die Menschen träumen, und die sie, wie unsere Generation es weiß, im realen Verstande nie erreichen wird. Wirkliche Sicherheiten liegen auf anderen Fundamenten.

Denn der Klang der aufgeregten Zeit drang auch in die schleswigschen Dörfer. Auch hier lebt man beengter als einst, d. h. man weiß, daß man Partikelchen eines großen Geschehens ist. Alle Uhren gehen heute schneller. War die Bewältigung von Raum und Zeit nach 1920 und später dem jetzigen Bauern eine Aufgabe und ein Phänomen, war die Fahrt nach Kopenhagen damals die Fahrt in eine andere Welt, die erheblich länger dauerte als heute und in eine ganz neue Situation führte, so liegen Kopenhagen und Bonn nur wenige Flugstunden voneinander entfernt, welches unter den Aspekten der politischen Gegenwart dazu geführt haben mag, daß dort Gespräche von verantwortlichen Männern geführt wurden, die wiederum in das Leben des Grenzlandes eingreifen und neue Perspektiven eröffnen. Die Menschen heute mögen zwar nicht anders sein als jene von 1784, jedoch sind sie vielleicht etwas hellhöriger geworden, fähiger, sowohl schlechte als gute Perspektiven zu erkennen.

Ein Gespräch über die Skepsis und den Enthusiasmus

Mittlerweile ist der Hausherr erschienen. Wir führten mit ihm ein Gespräch, das uns der Aufzeichnung wert erschien, weil unser Gesprächspartner ein besonderes Gefühl für politische und historische Perspektiven erkennen ließ. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren und besaß neben einer von seinen bäuerlichen Nachbarn und Standesgenossen uneingeschränkt anerkannten Berufsbefähigung eine sehr hohe Allgemeinbildung. Er war also Angehöriger einer Generation, die zu ihrer eigenen Zeit bereits das Bestehen, Entstehen und Vergehen verschiedenster Machtgebilde erlebt und reichlich Gelegenheit gehabt hatte, politischen Glauben und politischen Zweifel kennenzulernen. Sein literarisches Interesse war groß und dokumentierte sich in einer beachtlichen Bibliothek, in der das historisch-politische Buch überwog. Eine ausgezeichnete Schallplattensammlung ließ das musische Gefühl der ganzen Familie ahnen. In der Unterhaltung wurde die Freude am Wort und am Wortspiel humoristischen Einschlages deutlich, welches letzteres einen lokal geprägten Unterton verriet. Wir deuteten auf die alte Uhr und philosophierten ein wenig in der Richtung unserer Gedanken während der Zeit, in der wir auf den Hausherrn gewartet hatten. Unser Gastgeber rekapitulierte gewissermaßen unsere Gedanken, indem er meinte, 1789, 1813, 1848, 1864, 1914, 1918, 1933, 1945 seien alles Stichjahre gewesen, Stichjahre für Ereignisse, deren niederdrückender oder erhebender Sinn von den jeweiligen Machthabern des politischen Geschehens in den Völkern Europas und von den jeweiligen

Parteikräften ihres öffentlichen Lebens je nach Einstellung kommentiert worden sei. Auf unsere Frage, ob zumindest in der europäischen Geschichte ein Leitbild zu erkennen sei, meinte unser Freund, ganz allgemein gesprochen könne man von keiner politischen Doktrin verlangen, daß sie ein ewiges und vollständiges Rezept darstelle. Politiker seien nur dann als echte Gestalter des allgemeinen Lebens zu bezeichnen, wenn sie die Reife der Probleme und den richtigen Zeitpunkt ihrer Lösung zu erkennen vermöchten. Wir stimmten ihm gern darin zu, daß manche politischen Manager der Gegenwart Politiker von der Observanz eines Pferdehändlers mit bedenklichen Praktiken seien. Der Gastgeber schloß diesen allgemeinen Teil unserer Unterhaltung mit dem Hinweis auf die berühmte Bemerkung Jacob Burckhardts, daß wir von der Ökonomie der Weltgeschichte wenig wissen und fügte noch hinzu, daß, wenn Nietzsche ihm in seinem persönlichen geistigen Haushalt auch wenig bedeute, so habe ihm doch das Wort von dem „Klapperblech der großen Worte“ gut gefallen, von denen man nämlich abkommen müsse – auch im heimatlichen politischen Leben.

Damit waren wir auf jenes Thema gestoßen, das im Grenzland immer und immer wieder unter vier Augen, zwischen Ehegatten, im Kreise der Nachbarn, in der dörflichen Gemeinschaft und auf den großen Zusammenkünften der Landschaft angesprochen wird – auf die Gestaltung des Lebens im Grenzlande. Wir hatten dabei Gelegenheit, festzustellen, wie recht Ernst Schröder, einer der bedeutenden heimdeutschen Publizisten, hatte, als er den Nordschleswiger von der wirtschaftlichen Seite her klug und weitblickend nannte, tief innerlich fromm und schlicht im Geistigen, dabei etwas romantisch, und leise belustigt erinnerten wir uns daran, daß nach Schröder der Nordschleswiger neben den Butter- und Schweinepreisen sein Herz einem schönen Sonnenauf- oder -untergang still für sich auf tun könnte. Etwas von all diesem schien in unserem Gegenüber zu stecken. Wir nahmen zunächst zur Kenntnis, daß er die wirtschaftliche Entwicklung zwar nicht als rosig für die Zukunft ansah – hier wurde nur an die dänische Landwirtschaft gedacht – daß er aber bei kluger Anpassung an die Gegebenheiten die Lage des Bauern für stabil hielt, wobei er besonders befriedigt sich darüber äußerte, daß neuerdings der Einkauf von landwirtschaftlichen Erzeugnissen durch Deutschland in Dänemark gestiegen sei. Zur allgemeinen Lage im Grenzland meinte unser Gesprächspartner, daß, auf das Ganze gesehen, heute doch ein recht erfreuliches Bild zu zeichnen sei, wenn man die Lage 1945 und kurz nachher bedenke. Er ließ deutlich erkennen, daß er mit der Art übereinstimme, mit der der deutsche Abgeordnete im dänischen Folketing sowohl die persönliche Würde des einzelnen nordschleswigischen Deutschen vertreten als auch echtes Verständnis für die Gefühle Dänemarks während der Besetzung gezeigt habe. Man solle dankbar sein, daß ein Ereignis wie die Einweihung einer großen deutschen Schule in diesem Sommer hervortretende Männer beider

Völker in einer Feierstunde vereinigt habe. Die bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte seien wirklich zukunftsweisend. Wenn es auch sehr oft so scheine, als ob sowohl im Dorfe wie auch im Gefüge der großen Politik diese Politik ein Auf und Ab von Macht und Niederlage, Gut und Böse sei, so stehe demgegenüber doch das schöne und zu beherzigende Wort unseres Landsmannes Hebbel fest: „Die bisherige Geschichte hat nur die Idee des ewigen Rechtes selbst erobert, die kommende wird sie anzuwenden haben.“ Das gelte beim Bau einer Schule, die die Gemüter der Dorfgenossen im Grenzlande im Guten aber auch im Schlechten oft so erhitzen könne, das gelte natürlich -erst recht im Großen. Er sei ein großer Bienenfreund, und zeigte in den Garten hinaus, in dem wir dreißig Stöcke zählten. Er habe sich sehr intensiv mit dem Leben der Bienen befaßt, er glaube, etwas von ihrem Leben zu verstehen, er folge dem großen Belgier Maeterlinck gern in seiner grandiosen Darstellung der Bienen, er müsse ihm auch weitgehend in der in diesem Buch gemachten Feststellung, daß alle schönen Worte der Menschen im politischen Leben nur die Verbrämung harter Notwendigkeiten seien, recht geben. Wenn man nämlich davon ausgehe, daß man vom geschichtlichen Sinn des Lebens nichts wisse, dann könne man natürlich auch nicht unbesehen alles das akzeptieren, was in den sich wandelnden Zeiten von den Politikern als „Wahrheit“ festgesetzt würde. Vielmehr sei über die „Welt, des Menschen Herz und Geist“ wohl das Tiefste im „Faust“ ausgesagt:

*„Die wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“*

Diese Skepsis sei in ihrer Schärfe gemildert durch die schöne Form der Aussage, sie bleibe aber Skepsis – man brauche sie, jedoch könne man allein mit ihr nicht leben. Er hielte es daher mit einem anderen Goethewort, nämlich mit dem Satze: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“ Man könne vielleicht in diesen Satz Ironie hineinlegen. Er für seinen Teil tue das nicht. Er meinte, dazu sei die Zeit nicht angetan. Es käme darauf an, die großen Perspektiven der Zeit ganz besonders im Grenzland zu erkennen, und immerhin gäbe es im Großen wie im Kleinen Ereignisse und Kräfte in der Geschichte und der Gegenwart, aus denen heraus man nicht nur leben könne, sondern auf deren Fundament man auch weiterbauen müsse – denn das Leben gehe ja weiter.

Unnötig zu sagen, daß das Gespräch natürlich auf allerlei Umwegen zu diesem Höhepunkt gelangte. Unnötig auch, zu sagen, daß ein guter Kaffee die Geister beflügelte. Wir verabschiedeten uns, nicht ohne noch einmal mit allen Sinnen die Atmosphäre dieses menschlich und kulturell reichen Hauses in uns aufgenommen zu haben, und fuhren nach Norden, um an den Gesprächen teilzunehmen, von

denen vorhin die Rede war – Gesprächen, die in großer Offenheit und Klarheit von jungen und älteren Menschen des Grenzlandes beider Seiten geführt wurden.

Wünschenswerte neue Akzente der deutsch-dänischen Begegnungen

Eine der diesjährigen deutsch-dänischen Begegnungen fand in der Volkshochschule Magleås zwischen Kopenhagen und Hillerød statt. Wer, wie der Verfasser, an ihr teilnehmen konnte, wird von der Gastfreundschaft und dem vollendeten Takt, mit dem der Volkshochschulleiter die Aufgaben des Hausherrn erfüllte, sehr beeindruckt gewesen sein. Die paradiesisch anmutende Landschaft Nordseelands beschwingte die Versammlung, man sah am Sund die Segel, man spürte das Rauschen der Buchen in den Saal hinein. Die Sonne ließ die Gäste schwelgerisch den Park, der ein Roman war, erleben. Begegnungen dieser Art sind nicht neu, und in manchen der vorangegangenen Treffen, die auf vielerlei erfreuliche Initiative in beiden Ländern zurückgingen, ist viel Wertvolles gesagt, so daß einer der Diskussionsteilnehmer mit einem gewissen Recht sagen durfte: „Die Gespräche sind nicht an einem Endpunkt, wohl aber an einem Abschnitt angelangt. Die Auffassungen beider Seiten über historische, politische und wirtschaftliche Probleme sind ausgesprochen. In manchen Teilen der Debatte wurde in den letzten fünf Jahren Übereinstimmung erzielt, wenn nicht, wurden gegenteilige Auffassungen sachlich zur Kenntnis genommen.“

Der Verfasser stellte dann die Frage, ob es nicht notwendig sei, neue Gebiete in den Bereich der Unterhaltungen zu ziehen — vor allem aus dem kulturellen, dem wissenschaftlichen und künstlerischen Bereich, denn sicher sei, daß zum Beispiel die „goldene Zeit“ des Gesamtstaates nicht nur in der damaligen europäischen Balance ihre Wurzel gehabt habe, sondern auch in einem ungleich stärkeren Wissen, insbesondere der akademischen Schichten, um die Tatsachen des kulturellen Bereichs in beiden Völkern. Damals hätte man in der Tat, in dem einem Volke lebend und zu ihm gehörend, die bewegenden Kräfte des anderen gekannt. Das sei heute sehr viel weniger der Fall. Die Frage laute also, ob man sich nicht gegenseitig etwas mehr unterrichten solle.

Die Versammlung widersprach nicht, und zustimmendes Nicken war zu bemerken. Es schien sich eine Auffassung anzubahnen, derzufolge man neben einer Behandlung politischer und geschichtlicher Themen an solchen aus dem ästhetischen Bereich interessiert sei. Man folgt in diesem Falle der Erkenntnis, daß in dem Verkehr der Völker die „alte“ Diplomatie, deren Initiatoren die Fürsten waren, denen persönlich ergebene Diener als Anwälte die Geschäfte erledigten, nicht nur seit langem durch die „neue“ Diplomatie, deren Gegenstand nicht mehr die reine Politik, sondern auch die Wirtschaft ist, abgelöst wurde, und daß zum „Geschäftsbereich“ dieser Diplomatie auch die Kulturpolitik gehört. Wenn diese

nicht, wie es in der jüngsten europäischen Geschichte leider geschah, zur Dienerin kurzsichtiger nationalstaatlicher Maßnahmen mit chauvinistischem Einschlag degradiert wird, dann stellt sie in der Tat ein wichtiges Mittel im Verkehr zwischen den Völkern dar. Eine aufrichtige Kulturpolitik, deren Ziel es ist, den Nachbarn mit der geistigen Gestaltungskraft des eigenen Landes vertraut zu machen, aber auch bereit zu sein, vorbehaltlos und dankbar sich mit dem geistigen Gepräge eben dieses Nachbarn bekannt zu machen, eine solche Politik ist heute aktuell. Der Wege zu ihrer Verwirklichung gibt es viele – das beste kommt aus persönlicher oder gemeinschaftlicher Initiative gleichgesinnter Menschen. Die staatlichen Organe sollten das Gute behutsam fördern. Wer wachen Auges im Grenzland lebt, sieht manche Ansätze im persönlichen und organisatorischen Bereich sich entwickeln. Die Aktualität der Kulturpolitik ist nicht nur lokal gesehen vorhanden, sie gehört entscheidend zum Bilde der Zeit, ist doch diese Zeit davon geprägt, daß der Mensch in ganz besonderer Weise wieder einmal aufgerufen ist, geistig zu sein und zu bleiben. Und, so sagte warnend Jacob Burckhardt, „es ist des Höchsten nicht zu viel über die Erde zerstreut, daß ein Volk sagen könnte, wir genügen uns vollständig, oder auch nur, wir bevorzugen das Einheimische. Im geistigen Gebiet muß man einfach nach dem Höheren und Höchsten greifen.“ So spricht denn auch dieser große Lehrer der Menschheit davon, daß das wahrste Studium der vaterländischen Geschichte dasjenige sein würde, welches die Heimat im Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen betrachte. Auf solcher Erkenntnis fußend, wünschte man sich auch die Programme der deutsch-dänischen Begegnungen erweitert, denn „aus Welt, Zeit und Natur sammeln Kunst und Poesie allgültige Bilder, die das einzig irdisch Bleibende sind, eine Sprache für alle Nationen.“ Zeiten, in denen die Menschen um Wissen und Bildung sich wirklich bemühen, wird man sicher als glückliche Zeiten bezeichnen dürfen.

Von Lübeck nach Husum

Es war ein bedeutender Augenblick in der deutschen Geistesgeschichte, als die Stadt Lübeck ihrem großen Sohn Thomas Mann im Mai dieses Jahres das Ehrenbürgerrecht verlieh, und der, der es erlebte, erinnerte sich daran, daß er der Ehrenpromotion Gerhart Hauptmanns und Gustav Stresemanns in Heidelberg im Jahre 1928 beiwohnen durfte. Damit, so schien dem Zeugen dieses Ereignisses, habe sich etwas gerundet. In der Ehrung dieser drei Persönlichkeiten glaubte er eine kluge und dankbare Durchleuchtung der Zeit, in der seine Generation groß geworden, erblicken zu dürfen. In dem Politiker sei eine Zeit fixiert worden, die zu so vielen hoffnungsvollen Ansätzen der Entwicklung und so tragisch verpaßten Gelegenheiten gekommen sei. In den beiden Dichtern seien zwei Seiten des deutschen Wesens hervorgehoben, die einander unabdingbar verbunden sind, tiefe, mystische Innerlichkeit und heller, kritischer Verstand. Es war im Mai, als wir

in Lübeck waren, Linien und Farben der Landschaft ließen die Stadt, in deren traditionsreichem Rathaus der Festakt stattfand, besonders hell erscheinen. In der besonderen Vereinigung von Natur, Kunst und Geist, die dieses Stadtbild atmet, erschien der Dichter als natürlicher Mittelpunkt, und aus seinen Dankesworten glaubte man die Sätze aus seinem „Tristan“ zu hören, derentwegen man ihn besonders schätzen sollte und in denen es heißt, daß „es auf Erden mein unausweichlicher Beruf ist, die Dinge beim Namen zu nennen“. ‚Die Situation des Menschen in unserer Zeit‘, so könnte man das Gesamtwerk Thomas Manns nennen. Bedenkt man die Tiefe der Aussage und den Glanz der Form dieses Werkes, dann versteht man, daß schon zu Lebzeiten des Dichters Szenen und Figuren daraus klassisch wurden.

Es war im September, als wir des anderen großen Dichters der Heimat gedachten, der wie kein anderer uns unsere heimatliche Landschaft erfüllen und bedenken ließ, Theodor Storm. Schon auf der Fahrt nach Husum kamen dem Autoren seine Bilder und Verse auf die Lippen. Der besondere Reichtum der schleswigschen Geest, jene merkwürdige Mischung eines kargen Eindrucks vom Detail mit einer überwältigenden Fülle der großen Linien und Farben, die die Landschaft um Viöl bietet, ist auch aus den Zeilen „ganz in Duft und Dämmerungen will die schöne Welt vergehn“, zu entnehmen. Wir schritten auf dem Deiche des Schimmelreiters, an dem „das Meer aufstob zu gischtbestäubten Hügeln“, und ahnten hinter den kleinen alten Häusern der Stadt einen Platz, weltfern, weit, weit dahinten. Auch dieses Werk ist in seinem existenziellen Reichtum kraft seiner Form klassisch geworden, und es wurde die äußere Bestätigung dafür in der Feststellung gegeben, daß nach dem Kriege zehn Neuauflagen der Stormschen Werke erschienen. Das Geheimnis dieser Wirkung liegt sowohl im Künstlerischen – „Die blauen Tage brechen an“, welch eine Preisung des Herbstes! als in der besonderen Rechtfertigung des privaten Daseins durch Theodor Storm. Manche Deutungen seiner Briefe und Werke mögen sehr zeitbezogen sein was den Gegenstand betrifft, aber eines steht fest: Storm will individuell leben, ohne sich den Forderungen des Tages zu verschließen. Ein Rezept, nach dem sich nicht nur leben läßt, sondern auch gelebt werden muß. In der Leitung der Stormgesellschaft sitzt ein Mann, dem wir als unserem Zeitgenossen formgeprägte Bilder des Daseins verdanken, Friedrich Ernst Peters. Er ist ein würdiger Nachfahre, wie es auch in dem Festvortrag gesagt wurde. September- und Novemberbilder erfuhren auch durch ihn eine gültige Gestaltung. Er gab in manchem den Anstoß zu unserer Betrachtung, als wir wieder einmal seine Verse lasen:

*„Niemand kann Erfahrung weiterreichen
wie man einen Ring vom Finger streift.
Segen, Kind, wenn früh mit sichern Zeichen
dein Gesetz dir so entgegenreift,*

*daß dein Lehen, dies, dein Abenteuer
in Vereinzelung sich nicht genügt,
daß es fromm und dienend sich als treuer
Helfer in den Weltplan fügt!“*

In die Ferne und in die Nähe führten die Reisen und Gespräche dieses Sommers. Als der Schreiber dieser Zeilen nach dem Stormtag in sein Haus zurückkehrte, fand er es schön, daß dieses Haus an einem Platze liegt, auf den sowohl die Klaus-Groth-Straße, als die Hebbel-Straße, als auch die Theodor-Storm-Straße einmünden.

Die deutsche Wandlung und der Umbruch in Sudschleswig

I

Auf meinem Bücherbord steht seit 1931 „Die deutsche Wandlung, das Bild eines Volkes“ von Eugen Diesel. Es ist eines der vielen Bücher, die sich um das Rätsel des Volkwerdens der Deutschen bemühen. Eugen Diesel ist in Paris geboren und hat mit seinem Vater, dem Erfinder des Dieselmotors, auf vielen Reisen die verschiedenen Völker in ihrer Verschiedenheit beobachten gelernt. Da Begegnungen immer Anlaß geben zum Nachdenken über sich selber, sind auch ihm die fremden Länder Antrieb gewesen, ein Bild des eigenen zu zeichnen. Er stellt dabei fest, daß sowohl im Raume wie in der Zeit die deutschen Zustände in besonderem Maße fließend sind, und dieses Nievollendete ist's, was er die deutsche Wandlung nennt.

So soll das Wort in den vorliegenden Ausführungen nicht verstanden werden, sondern als eine in der heute lebenden Generation sich vollziehende und in der Erinnerung kontrollierbare Veränderung im Verhalten unseres Volkes gegenüber bestimmten Vorgängen und Situationen des Lebens.

Wenn ich diese Wandlung mit Südschleswig in Verbindung bringe, geschieht das, weil ich meine, daß der Abfall eines großen Teiles seiner bis dahin deutschfühlenden Bevölkerung in ihr weithin seine Erklärung findet. Zieht man heute einen Schlußstrich unter den Ablauf des Geschehens in unserem Raum seit 1945, so ist der Verlust von etwa 50 000 Südschleswigern an das dänische Volk als Kriegsverlust zu buchen wie die ungezählten Scharen an anderen Grenzen und in anderen Räumen der Welt. Trotzdem ist es nicht unangebracht, Überlegungen anzustellen, warum mit dem äußeren Zusammenbruch die innere Flucht aus dem Volk sich verband.

Wir haben im Anfang die Schuld zunächst bei den Einzelnen gesucht und aus Gesprächen, Beobachtungen, Erinnerungen und schriftlichen Niederlegungen uns bemüht, Schlüsse zu ziehen auf den Anlaß zu dem nationalen Bekenntniswechsel der vielen. Mehr und mehr aber kommt man zu der Überzeugung, daß der Einzelne nicht aus sich handelte, sondern, eingebettet in ein allgemeines Geschehen, mehr oder minder besinnungslos mitgerissen wurde. Es handelt sich darum nicht um die Frage, was für den Einzelnen Veranlassung gewesen ist, sondern um die andere: Wie kam es zu solcher Auflösung des Ganzen, und warum konnte das Volk die Einzelnen nicht halten?

II

Niederlage und Zusammenbruch allein können als Ursache dieser Erscheinung nicht geltend gemacht werden. Die Geschichte unseres Volkes und die des dänischen zeigen uns Beispiele genug, daß Niederlagen im Gegenteil Anlaß wurden zur Festigung des Volks und zu neuer Straffung seiner Kräfte. Besonders deutlich trat das nach 1918 in Erscheinung. Gewiß war die Katastrophe von damals objektiv mit der von 1945 nicht zu vergleichen, aber das subjektive Gefühl der vollkommenen wirtschaftlichen und politischen Vernichtung und des Verlorenseins auf Generationen hinaus war damals genau so stark wie heute, und trotzdem war das Verhalten des Volkes ein ganz anderes. Wohl zeigten sich auch damals Absplittierungsversuche, aber sie setzten sich nicht durch, weil der Kern des Volkes fest blieb und die fliehenden Kräfte zurückhielt. Im Rheinland und in der Pfalz wurden die separatistischen Aktionen niedergezwungen, und bei uns wollte keiner mit denen, die das Volk, zu dem sie sich bisher bekannt hatten, aufgeben wollten, Gemeinschaft pflegen. Und nicht nur das: Die Randdeutschen, die durch die Bestimmungen des Versailler Vertrags vom Reiche abgetrennt wurden, bekannten laut, daß sie weiterhin sich zum deutschen Volke rechneten, auch wenn sie nicht zum Reich gehören konnten, und dies Heranrücken ans Volk machte sich bemerkbar weit über die früheren Grenzen hinaus: Am 12. November 1918 erklärte der österreichische Nationalrat zusammen mit seiner Regierung einstimmig den Anschluß an das Deutsche Reich. Er wurde von den Alliierten untersagt; dann versuchten die einzelnen österreichischen Länder in Sonderabstimmungen ihren Willen für Deutschland kundzugeben. Zu fast hundert Prozent traten die Bevölkerungen dafür ein, bis auch das verboten wurde. Im Banat meldeten mehr als eine Million deutschsprachiger Ungarn und Serben, von denen wir früher nie etwas gehört hatten, ihre Zugehörigkeit zum deutschen Volke an, und ähnlich war es in Siebenbürgen und im Baltikum und bald in allen Teilen der Welt. Ein Sechzig-Millionenvolk war 1914 in den Krieg gezogen, achtzig Millionen waren es, als der Rauch des Krieges sich verzogen hatte.

Am deutlichsten erinnern wir uns der Vorgänge hier in Nordschleswig. Wir wußten, daß bei der bevorstehenden Abstimmung die große Mehrzahl der Bevölkerung sich für Dänemark entscheiden würde. Viele rieten deshalb, man solle sich an der Abstimmung nicht beteiligen, dann würden alle nichtabgegebenen Stimmen als deutsche gezählt werden können. Einen Augenblick aber nur gab man solchen Erwägungen Raum, dann hieß es klar überall: Wir wollen in der Stunde der Not und Entscheidung ein klares Bekenntnis zum deutschen Volk ablegen und alles sammeln, was sich sammeln läßt. Man veranstaltete deutsche Abende, hielt Vorträge über Deutsch und Dänisch, über Vergangenheit und Zukunft und begann zu singen; zunächst Lieder, die man vorher zu Kaisersgeburtstagen und zu den

Versammlungen der Krieger- und Deutschen Vereine gesungen hatte: Schleswig-Holstein ..., Deutschland über alles ..., Stimmt an mit hellem hohem Klang ... Bald aber erschöpfte sich das Singebedürfnis nicht in diesen überkommenen Schablonen; man holte aus den Archiven hervor, was einst die Väter fanden, als sie sich gegen Dänemark erhoben: Blau wie der Himmel über uns sich ziehet ..., Kennt ihr das Land in Deutschlands Norden ..., Es hat der Fürst vom Inselreich ..., Wir wollen keine Dänen sein ... und dann kamen neue hinzu, die mehr oder minder Beziehung hatten auf das Geschehen von einst und heute: Es war auf Jütlands Auen ..., Die Reise nach Jütland ..., Zu Lüneburg seien wir ausmarschirt ..., Ihr Freunde, stimmt an unser Friesenlied ... Freilich ist bemerkenswert, daß kein neues Lied dieser Art in jener Zeit entstand, das sich durch den Gesang durchgesetzt hätte. Man lebte aus der Vergangenheit. Je mehr aber die Hitze der Abstimmungszeit sich legte, desto allgemeiner wurden die Beziehungen zum Volk. Die eigentlich nationalen Lieder überließ man bald hohen Festtagen und die von Heimat, Volk und Werk traten an die Stelle: Ik weet eenen Eekboom ..., Klein sind deine Berge ..., Frei und unerschütterlich ..., Wenn alle untreu werden ... Ja, man liebte sogar Übersetzungen aus dem Dänischen: Ich bin ein schlichter Bauersmann ..., Aus blauer Ostsee ... und dann die vielen Lieder, die die Jugendbewegung und die Volkshochschulen ins Volk brachten: Deutschland war im Begriff, ein singendes Volk zu werden. Zu allen Anlässen hatten wir ein Lied auf den Lipen, ohne je daran zu denken, daß der Antrieb aus und in der Not gekommen war. Die Menge der Lieder wurde auch nach 1933 nicht weniger, aber die Vielfalt der Stimmungen schwand. Als die Menschen gleichgeschaltet wurden und der Schritt der marschierenden Kolonnen den Takt gebot, verstummten die Volkslieder, die mild wie ein Sommerabend sich über das von Sorgen bedrückte Land gelegt hatten. – Dann kam der zweite Krieg. Heute singt Deutschland nicht mehr, und wo es singt, da singt es anders - mit Ausnahmen, zu denen sich rechnen mag, wer will.

III

Wenn Niederlagen den Drang zum Liede wachsen lassen – man kann dabei auch an Dänemark nach 1864 denken und an den dänischen „Alsang“ während der Besatzungszeit – so können sie keine Ursache sein für ihr Verstummen. „Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder; böse Menschen haben keine Lieder.“ Richtig daran ist wohl dieses, daß der Mensch nur in ungebrochener Stimmung oder in der Suche nach ihr zum Liede findet. 1914 war das deutsche Volk in dem Bewußtsein in den Krieg gezogen, daß es sich gegen die Einkreisung übelwollender Nachbarn zur Wehr setzen und Heimat und Ehre verteidigen mußte. Der Fortgang des Krieges stellte die Einigkeit auf harte Proben. Die einen riefen „Durchhalten!“, die anderen „Abbrechen!“ Alle aber wollten die Rettung von Reich

und Volk, und trotz der Niederlage war der innere Zusammenhalt gefestigter als zuvor.

1939 hatten wir alle das Gefühl, daß der Krieg hätte vermieden werden können. Es traf uns wie ein Schlag, als es in der Frühe des 1. Septembers hieß: „Seit heute morgen sprechen die Kanonen.“ Niemand wußte, weswegen die Männer hinausziehen sollten. Die glaubenshungrige Jugend suchte ihrem Kriegertum einen eigenen Sinn und nicht immer einen fröhlichen unterzulegen: „Und mögen wir auch fallen, wie ein Dom steht unser Staat. Ein Volk hat hundert Ernten und geht hundertmal zur Saat.“ „Ja, die Fahne ist mehr als der Tod“. Es war wie das „Ave Cäsar, dich grüßen, die da sterben“. Auch das von der Lili Marleen, von dem man sagt, daß alle Soldaten aller kriegführenden Länder es mitsangen, wenn es abends über den Belgrader Sender kam, war Ausdruck eigener Stimmung, wie das von dem „weiten Weg ins Heimatland“. Als aber die Ungeheuerlichkeiten, die der Krieg nach und nach auslöste, erst allen zum Bewußtsein kamen, war es mit dem Singen zu Ende.

Die Deportierung der Polen ins Gouvernement, die Hinterhältigkeit der Partisanenkämpfe, der Einsatz der Gestapo, die Vernichtung der Juden, die Konzentrationslager, die Internierung der „Aktivisten“, die Vertreibung der Deutschen aus ihrer ostdeutschen Heimat, die Unbegreiflichkeiten der Entnazifizierung und viele andere Dinge haben eine Zerrissenheit der Gefühls- und Vorstellungswelt zur Folge gehabt, die nur im Schweigen sich kundtun konnte. Nirgends sieht man unbefangene, fröhliche Menschen. Martin Buber spricht von dem ewig traurigen Antlitz der Deutschen. Wenn wir den andern Vorhalten, was sie uns angetan haben, fragen sie: Wer fing damit an? und wir wissen nicht, was wir sagen sollen. Für ein zwiegespaltenes Gewissen, das sich selber schuldig weiß und doch nicht sich allein die Schuld zumißt, gibt es kein Lied. Was einst in gemeinsamem Schicksal sich verbunden fühlte, weiß sich heute nichts mehr zu sagen. Jeder läßt den andern gehen, wohin er will.

IV

Aber nicht aus diesem allein läßt sich die Auflösung erklären. Schlimmes war voraufgegangen, und Schlimmeres folgte.

Man darf ein Volk, wie jedes Gemeinwesen, wohl einem Atommodell vergleichen, in dessen Mitte ein Kern sich befindet, um den die Elektronen schwingen. Solange Gleichgewicht besteht zwischen der Anziehungskraft des Kerns und der Fliehkraft der Elektronen, bewahrt das System seine Einheit und sein Wesen. Sobald die Kraft des Kerns nachläßt, entfliehen ihm die Trabanten einzeln oder in Scharen, oder alle. Das sind gewiß sehr laienhafte und sicher unrichtige Vorstellungen, aber es ist dennoch mehr als nur ein Bild, es ist das Leben schlechthin. Jede Gemeinschaft, ob Familie, Gemeinde, Verein, Staat oder Partei, birgt in sich einen

realen oder auch nur geglaubten Kern, der alles zusammenhält und um den sich alles dreht. Wo der Kern krank wird oder nicht mehr geglaubt wird, läßt der innere Zusammenhalt des Ganzen nach.

Als Hitler im Winter 1933 zur Macht kam, schaltete man einen Teil des Volks von der Teilnahme an dessen fernem Geschehen aus. Die sich bedroht fühlten, flohen ins Ausland oder „tauchten unter“, lebten irgendwo mit Bitterkeit im Herzen, bis sie die Luft des Landes frei wieder atmen durften. Viele aber fanden den Weg ins Volk zurück nicht wieder, blieben draußen und stehen noch heute abseits.

Als Hitlers Zeit im Frühjahr 1945 zu Ende war, traf es die andere Seite. Alles, was irgendwie Verbindung gehabt hatte mit dem Regime, war „belastet“ und wurde „betroffen“. Millionen, und unter ihnen vor allen Dingen viele Beamte, die man vor 1933 zu den sichersten Stützen von Staat und Volk gerechnet hatte, wurden unter Vorenthaltung der ihnen gesetzlich zustehenden Ansprüche aus ihren Ämtern entfernt, auf die Straße gesetzt und unwürdigen Verhören und Bestrafungen ausgeliefert. Die meisten sind in ihre Stellungen zurückgekehrt, tragen aber bitteren Stachel in ihrem Herzen und fühlen sich noch immer zurückgestellt. Dem Kern des Volkes fehlen sie.

V

Ich fragte vor einiger Zeit junge Menschen einer Volkshochschule im Grenzlande: „Warum seid Ihr eigentlich deutsch?“ Sie schauten mich mit großen Augen unschlüssig an und blieben die Antwort schuldig. Als ich vor 1914 einer 8. Schulklasse dieselbe Frage stellte, wußten die Jungen gleich zu erzählen von den deutschen Siegen von 1864, 1866 und 1870 und von dem Boxerkrieg mit den „Germans to the front“ und sagten stolz, daß Deutschland das beste Heer der Welt habe, daß es mit seinen 540 000 qkm nach Rußland das größte Land Europas sei, daß es fast 60 Millionen Einwohner habe, daß seine Industrie und sein Handel sich seit 1870 viel stärker entwickelt hätten als anderswo, daß es die schönsten Schiffe baue und daß die anderen es beneideten.

Das alles war in der Schule nicht etwa so gelehrt worden, aber es war der Niederschlag alles dessen, was über Volk und Vaterland dem einfachen Menschen jener Zeit zu Ohren gekommen war und sein Herz erfüllte. Schule, Zeitungen, Kalender, Militärzeit, Festreden zu Kaisergeburtstag und anderen nationalen Gelegenheiten mögen in verschiedenem Grade an der Entstehung dieses Bildes beteiligt gewesen sein: für den größten Teil des Volkes war der Stolz auf die Leistungen der Nation der Inhalt seines Nationalgefühls.

1918 war das alles dahin: Die Front zerbrochen, die Flotte ausgeliefert, Flugzeuge und Waffen vernichtet, das Volk zu Reparationslieferungen verpflichtet und die Ersparnisse von Generationen zerronnen. Trotzdem war der Stolz ungebrochen. Bald lasen wir: „Im Felde unbesiegt“, „In der Luft unbesiegt“, „Zu Wasser

unbesiegt“. Der Krieg war verloren, aber man hatte Schlachten gewonnen, und daran richtete man sich auf. „Die gesamten wirtschaftlichen und militärischen Kräfte der fünf Erdteile hatte man aufbieten müssen, um der schreckensvollen Hand das Schwert zu entwinden“, schrieb Churchill in seinen Memoiren. Alles das bot Ersatz für das Gewesene und erhärtete den auch von anderen Seiten genährten Willen zum Volk. In der Hitlerzeit nahm wiederum der äußere Aufstieg alle gefangen, und die Menge war da, wo sie 1914 gewesen war. – 1945 kam der Zusammenbruch zum andern Male, und trotz des „deutschen Wunders“ glaubt heute niemand mehr an eine Wiederkehr vergangener Größe. Jedermann weiß, daß wir inzwischen auf vielen Gebieten von anderen überholt worden sind, daß wir schwer um unser Ansehen in der Welt ringen müssen und daß man uns niederhalten will und wird, solange es möglich ist. Was früher den Stolz der Menge ausmachte, ist endgültig dahin. Wo aber der Stolz auf die Leistungen der Gesamtheit entschwunden ist, wird das Bekenntnis schwach. Mancher setzt sich still ab, andere verkünden laut, sie hätten nie dazugehört.

VI

Der umsichtige, gereiste und bedächtige Teil des Volkes wußte freilich, daß jener Stolz nur auf schwachen Füßen stand und daß wir uns nur erhaben dünkten, weil wir die anderen zu wenig kannten. Sein Nationalbewußtsein beruhte auf etwas anderem und hatte tieferen Tragegrund.

Seit Montesquieu und Herder haben die europäischen Völker immer stärker das Bedürfnis gefühlt, sich ihrem Wesen nach gegeneinander abzugrenzen und ihre Art mit dem bewohnten Raum, mit dem Klima und mit ihrer Geschichte in Beziehung zu setzen. Die Seelen der Völker und Stämme fand man offenbart in ihren Liedern, Sagen, Erzählungen, in Sitten und Gebräuchen, im Hausbau, in der Wirtschaft und in der Arbeit. So entwickelte sich um die Wende zum 19. Jahrhundert die Folkloristik als Volksbeschreibung und Volksergründung. Deutschland hatte es zur Findung der eigenen Art einfacher, denn von seinen Stämmen lag schon aus dem ersten Jahrhundert nach Christus die „Germania“ des Tacitus vor, die eine im Sinne der neuen Zeit liegende Darstellung des Volkscharakters schon damals gegeben hatte. Zwar war zu jener Zeit der Name der Deutschen noch nicht geprägt worden, aber in Europa hatte man sich seit langem daran gewöhnt, daß Deutsche und Germanen gleichgesetzt wurden, und so durfte das, was einst an Tugenden ihnen nachgerühmt ward, auch den Nachfahren zur Nacheiferung auferlegt werden. Es war nicht wesentlich, ob die Darstellungen der Germania richtig waren oder nicht, sondern daß sie Leitbilder wurden für die Erzieher des Volkes. Dichter fanden da kürzere Wege als die Denker und besangen das Volk, wie es war oder sein sollte. Niemand hat dazu deutlicher das Wort gefunden als Ernst Moritz Arndt in seinem Gedicht „Deutscher

Trost“:

*„Deutsches Herz, verzage nicht!
Tu, was dein Gewissen spricht.
Dieser Strahl des Himmelslichts.
Tue recht und fürchte nichts!
Baue nicht auf bunten Schein!
Lug und Trug ist dir zu fein.
Schlecht gerät dir List und Kunst.
Feinheit wird dir eitel Dunst.
Doch die Treue, ehrenfest.
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.
Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl das Schwert, das grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht,
Und die Brust von vorn durchsticht.
Laß den Welschen Heuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei.
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.*

Und in „Des Deutschen Vaterland“:

*Was ist des Deutschen Vaterland?
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt.*

Ebenso Robert Reinik:

*Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein“*

In dem Augenblick, wo solche Worte ausgesprochen werden, wirken sie erziehend auf alle, die daran glauben und sich dem Volke zurechnen, wecken gleichzeitig das Selbstbewußtsein gegenüber anderen, für die sie nicht gedacht sind. Das Nationalbewußtsein wird zum Nationalstolz, und notwendigerweise erwächst daraus das Bewußtsein eines Auftrages gegenüber denen, die diese Tugenden nicht besitzen. Treue und Wahrhaftigkeit sind gottgeboten und müssen überall Geltung finden in der Welt. So sah sich das Volk nicht nur vor einer Aufgabe an

sich selber, sondern konnte sprechen vom „Deutschen Gedanken in der Welt“ und brachte ihn gar zu gern in Verbindung mit unserem „Deutschland über alles“. Wir wissen, daß Hoffmann von Fallersleben das Lied gedichtet hat aus der überquellenden Liebe zu seinem Volk, und daß es uns auch heute nichts anderes bedeutet. Es ist gewiß harmlos, von deutschen Frauen, deutscher Treue, deutschem Wein und deutschem Sang zu singen oder von Einigkeit und Recht und Freiheit, und diese drei haben heute für uns einen ganz besonderen Untergrund. Die anderen hörten aber nur das „Über alles“, fanden es aufreizend und witterten dahinter Anspruch, Überheblichkeit und Angriff. „Zum Schutz und Trutze“ lautet auf Französisch: „Pour la défense et pour l'attaque“. Es bildete sich draußen der Begriff des „Herrenvolks“, der uns vor allen Dingen in der Hitlerzeit schwer belastet hat und nicht wenig zu der Entwicklung der Dinge beitrug, die wir nach 1945 erlebt haben.

Inzwischen haben sich die Kontrollmächte davon überzeugt, wie wenig Deutsche hinter solchen Machtansprüchen standen, und andererseits haben Millionen Deutsche während des Krieges als Besatzungssoldaten oder als Kriegsgefangene fremde Völker kennengelernt und sich davon überzeugt, daß es überall in der Welt gute und böse Menschen gibt, treue und verschlagene, fleißige und träge, grausame und mitfühlende, daß kein Volk von sich behaupten kann, daß es besser ist als das andere. Das ist zu einer fast beruhigenden Erkenntnis aller Völker Europas geworden. Einer geistig gehobenen Mittelschicht bei uns jedoch hat es die Voraussetzung für das Gefühl einer deutschen Weltmission entzogen. Wo aber eine Gemeinschaft keinen Auftrag mehr spürt, steht sie still und schrumpft ein. Wegstrebende Glieder wird sie nicht mehr halten können, vielleicht nicht einmal wollen. Ein Volk, das sich nicht „berufen“ fühlt, gibt nach. Niemand kann sagen, warum der einzelne nicht einem anderen angehören soll.

VII

Der französische Dichter und Widerstandskämpfer Albert Camus hat vor einigen Jahren in einem Aufsatz über den Krieg und seine Auswirkungen für Europa geschrieben: „Das, was Hitler allen anderen voraus hatte, war die unvergleichliche Korrelation der Kräfte.“ Wir wissen, was diese „Korrelation“ bedeutete und spürten sie einschneidend gleich nach der Machtübernahme in dem, was bei uns als „Gleichschaltung“ bezeichnet wurde: Alle vorhandenen Organisationen, Vereine und Körperschaften wurden überprüft, und sofern man sie bestehen ließ, mußten sie ihre Vorstände neu wählen und mindestens einundfünfzig Prozent der Sitze eingetragenen nationalsozialistischen Parteimitgliedern einräumen. Bald wurden aber neue Organisationen geschaffen, und innerhalb kurzer Zeit war das ganze Volk mit seinen Männern und Frauen und Kindern auf das einheitliche Ziel der Mehrung der Macht von Staat und Volk ausgerichtet. Landwirtschaft, Handel,

Industrie, Arbeiter, Beamte, Handwerker, Lehrer, Soldaten: alle hatten nicht nur ihren bestimmten Platz, sondern auch ihre bestimmte Aufgabe im Vormarsche des Ganzen. Darüber spannte sich das straffe Netz der Parteiformationen mit der politischen Leiterschaft, der SA, der SS, der NS-Frauenschaft, der HJ, des BDM, des Jungvolks und der Jungmädelschaft. Jede einzelne Organisation forderte an soundsovielen Tagen oder Abenden der Woche die einzelnen zum Appell, zum Befehlsempfang, zur Schulung und zum Bericht. Wir erinnern uns der sarkastischen Bemerkungen von den Familienmitgliedern, die sich in der Familienwohnung nie beieinanderfanden und nur einmal im Jahre die Möglichkeit hatten, sich zu treffen, nämlich auf dem Parteitag. Das war Scherz, aber die bittere Wahrheit lag darin, daß das Individuum von der Gemeinschaft so überfordert wurde, daß der Staat in die intimsten Verhältnisse der Familie hineingriff und sie in ihrem Fundament zu zerstören drohte. Millionen haben darunter gelitten, und als es zu Ende war, atmeten alle auf: Nun kann ich mir selber und meiner Familie leben.

Die Stärke eines Volkes besteht in der unentlohten Bereitschaft der einzelnen zum freiwilligen Einsatz für das Ganze. Wo diese Bereitschaft nicht vorhanden ist, wird es kraftlos und teigig. Man kann keineswegs leugnen, daß viele auch nach 1945 sich zum Einsatz für das Volk bereitgefunden haben. Größer aber war die Zahl der anderen, die das „Ohne-mich“ sich zum Vorsatz machten und die öffentlichen Angelegenheiten anderen überließen. Darum die Klage über den Mangel an verantwortungsbewußten Führern auf allen Gebieten, die Klage über die vielen Versager und über die Überbeanspruchung und Zermürbung der Wenigen. Einst war es eine Ehre, sich zum Dienst am Volk gewählt zu wissen, und man wußte das „bürgerliche Ehrenamt“ zu würdigen. Wenn heute sich jemand zur Verfügung stellt, gerät er in den Geruch des Doppelverdieners oder des Postenjähgers, der unter dem Schein der Opferbereitschaft seinem Geltungsbedürfnis frönen möchte: alles Auswirkungen der Überspannungen des Hitlerstaats und der Maßnahmen, die sein Zusammenbruch auslöste.

Wo aber der einzelne nur an sich denkt, kümmert er sich nicht darum, wohin der Nachbar geht. Das Volk löst sich in sich selber auf.

VIII

Als am Anfang des 19. Jahrhunderts die Völker Europas sich als Nationen gegeneinander aufzurichten begannen, geschah es, um bedrohte Werte zu wahren oder errungene anderen mitzuteilen. Die Franzosen rafften sich auf, als man ihnen die Früchte der Revolution entreißen wollte. Für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren sie zu sterben bereit. – Die Preußen erhoben sich, um „Recht, Tugend, Wahrheit und Gewissen“ vor dem Tyrannen zu retten. Niemand dachte nur an sich, es galt der Erhaltung göttlicher Ordnung und dem Streben

nach menschlicher Vollkommenheit. Darum kämpfte man sowohl für die Freiheit der Polen und Griechen wie für die Deutschlands. Die Sammlung zur Nation stand im Dienst einer allumfassenden sittlichen Idee. Bei keinem kommt das deutlicher zum Ausdruck als bei Barthold Georg Niebuhr, der zwei Nationen in seiner Seele trug. Wir haben den Eindruck, daß das, was wir heute gerne das Europäische nennen, in Wahrheit lebendig war in allen führenden Geistern des 19. Jahrhunderts. Sie fühlten sich einem Gesetz verpflichtet, das jeder einzelnen Nation Rücksichtnahme gebot auf die andere und den Bestrebungen aller Gleichgewicht und Mitte sicherte. Auch die innereuropäischen Kriege jener Periode sprechen nicht dagegen. Immer suchte man sie durch Rücksprachen und Konferenzen zu vermeiden, und wenn es nicht gelingen wollte, wurden sie nach überkommenen Regeln gewissermaßen unter den Augen der Sekundanten ausgekämpft, die einzugreifen bereit waren, wenn der Verlauf dem allgemeinen Interesse bedenklich werden konnte. Man kann vielleicht nicht von einer Bewußtheit dieser Haltung sprechen, aber gerade das deutet ihre tiefe Verankerung an.

Es ist schwer zu sagen, wann die Wandlung kam. Vielleicht ist die Haager Friedenskonferenz vom Jahre 1899 ein Zeichen dafür, daß man Gefahr witterte. In Preußen schwand die Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Dänen und Polen bereits zu Bismarcks Zeiten, und hemmungslos lebten sich die nationalen Egoismen der Europäer in den Kolonien aus. Deutschland fühlte sich im Anfang des 20. Jahrhunderts von den anderen überrundet und schied 1914 durch die Ablehnung des Konferenzvorschlags von Lord Grey aus dem europäischen Konzert aus. Die Völker freilich glaubten einem höheren Gebot zu folgen, als sie in den Krieg zogen, in dem Deutschland zum erstenmal unterliegen sollte. Auch läßt sich nicht leugnen, daß man in den Friedensverträgen von 1920 wieder allgemeine sittliche Ideen zur Geltung zu bringen suchte. Der Nationalismus wurde aber nicht überwunden, sondern wütete in vielen Formen sich nun gegen die Unterlegenen aus. Steiler als je zuvor standen die Völker widereinander auf. Alle Beschwichtigungsversuche des Völkerbundes scheiterten und mündeten aus in Faschismus und Nationalsozialismus, die sich nicht mehr den anderen verpflichtet fühlten, sondern laut und zynisch verkündeten: „Gut ist, was deinem Volke nützt. Schlecht ist, was ihm schadet.“ Die Nation wurde schlechthin zum Maßstab des Sittlichen in der Welt erklärt. England hatte freilich schon viel früher dafür eine Formel gefunden: „Wright or wrong, my country!“ (Recht oder unrecht, mein Volk!) Und in anderen Völkern ist die Entwicklung nicht anders gewesen. In Dänemark sprach man davon, daß die dänische Sache die des Herrgotts sei, und Amerika nannte sich Gods own country.

So konnte den Nationen nichts mehr verboten sein. Im Namen der Nation hat man die Völker Asiens und Afrikas unterworfen und versklavt. Im Namen der Nation

wurde der Erzherzog ermordet, im Namen der Nation der Krieg erklärt, im Namen der Nation die Diktatur errichtet. Im Namen der Nation sammelte man die Widerstrebenden in den Konzentrationslagern, die Polen im Generalgouvernement und rottete die Juden aus. Im Namen ihrer Nation standen in den besetzten Gebieten die Widerstandsgruppen auf und lösten eine Grausamkeit der Kriegsführung aus, die man einst durch die Haager Landkriegsordnung hatte unterbinden wollen. Im Namen der Nationen vertrieb man die Deutschen aus ihrer ostdeutschen Heimat und wies sie hinaus auf die vier Straßen der Welt.

„Wir kannten kein Prinzip, nach dem der Terror verboten und der Mord zu verwerfen sei“, schreibt *Albert Camus*, den wir vorhin schon zitierten.

Der Nationalismus hat den Zusammenbruch der sittlichen Haltung breitester Schichten in allen Völkern zur Folge gehabt.

Verbrechen, von denen wir früher nur in den Zeitungen lasen und die in irgendeinem wilden Winkel der Welt geschehen sein mochten, sind heute in nächster heimatlicher Nähe alltäglich geworden.

Mit Grauen sieht man den schreckensvollen Weg zurück, den der nationale Gedanke im Laufe eines Jahrhunderts gegangen ist, und sagt sich: Die Völker müssen zurück zu einem Prinzip, das höher ist als die Nation.

Wenn man aber an diesen Punkt gelangt ist, kann die Zugehörigkeit zu der einen oder der anderen Nation nicht das oberste Kriterium sein für den Wert des Menschen, dann mag er sich anschließen, wo er edles Menschentum am besten gewahrt weiß.

Solche Überzeugung schließt freilich das Mitspielen niederer Motive bei solcher Entscheidung apodiktisch aus.

IX

So ist die Auflösung des deutschen Volksgefüges in Südschleswig keine Einzelercheinung, sondern Auswirkung eines Prozesses, der sich weit über unsere Heimat hinaus geltend macht. Der Rückzug Österreichs, die Ausgliederung der Ostzone, das Fragezeichen an der Saar wären ohne die Voraussetzungen im eigenen Volk nicht denkbar gewesen.

Wir in Südschleswig sind in der glücklichen Lage, daß die fliehenden Elemente keinen Partner im Auslande fanden. Dänemark hat es abgelehnt, einen politischen Pakt mit ihnen zu schließen, sonst läge die Grenze zum Norden heute an der Eider. Dafür legt es das dänische Volk freilich auf eine kulturelle Infiltration und Diffusion an, die in manchen politische Hoffnungen nähren mag.

Aber die Krisis des nationalen Denkens besteht nicht nur in Deutschland, sondern hat irgendwie alle Völker Europas ergriffen. Die Menschen spüren überall, daß die wirtschaftlichen, kulturellen und geistigen Entwicklungen über die Nation

hinauswollen. Noch reibt man sich an der Enge der gewohnten Kategorien und kann sich von den Eierschalen der Vergangenheit nicht lösen; aber alles drängt auf Überwindung der Schranken, und es gibt kein Zurück. Darum ist es ein Anachronismus, heute noch die politischen Grenzen nach der nationalen Gesinnung der Bevölkerung korrigieren zu wollen. Die Staaten müssen sich über die Nationen stellen, sie zum Menschlichen nötigen und vor der gegenseitigen Eigensucht schützen. Wie sie miteinander auszukommen haben, zeigen uns die Beispiele der Schweiz, Belgiens und der USA. Sie werden sich gegenseitig dulden, einander helfen und doch in zähem Lebenswillen sich gegeneinander behaupten müssen.

Wie Deutschland der neuen Welt eingefügt werden wird, steht dahin. Die deutsche Nation aber ist eine Realität, die auch nach der Wandlung, die sie in schwerer Krankheit durchgemacht hat, ihren Platz in Europa haben wird.

Nun der Sturm sich gelegt hat, findet das Zerstreute allmählich wieder seinen Ort. Viele aber haben schon im anderen Volke Wurzel geschlagen und werden dort nach dem Gesetz ewigen Fließens Bereicherung gebracht und erfahren haben.

Vorrang der Wirtschaft, offenes oder verstecktes Streben nach der Staatsallmacht, Technik und Sport sind die Mächte der Zeit, und gemeinsamer nährender Grund ihres tropischen Wucherns ist die Bereitschaft der vielen, ihr Leben entschlossen diesseitig zu nehmen und die Transzendenz sogar wider ein geheimes besseres Wissen zu leugnen. Während sie in Wirklichkeit in unüberbietbarer Unterwürfigkeit den Mächten der Zeit zu Füßen liegen und vollzogene Tatsachen anerkennen, glauben sie immer noch, Vollstrecker einer Revolution zu sein. Wenn denn die Bezeichnung „Revolutionär“ in jedem Fall ein Ehrenname sein soll, so verdienen ihn eher die wenigen, die ihre Zeit eingebettet wissen in die Ewigkeit und dem Wesen des Herrn der Ewigkeit näher zu kommen suchen auf Pfaden, die ihnen der Evangelist Johannes weist: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Aus F. E. Peters: „Gebild und Leben“

Gestorbenes Gestern...

Das Freizeitverhalten des jungen Menschen von heute

Im folgenden bringen wir einen nur unwesentlich gekürzten Aufsatz des „Flensburger Tageblatts“ vom 7. September d. J. über eine große Denkschrift, die das Sozialwissenschaftliche Seminar der Universität Hamburg und die Hörerforschung des NWDR soeben gemeinsam herausgegeben haben. Die hier gemachten allgemeinen Feststellungen über die Verhaltensweise des jungen Menschen von heute dürften im Zusammenhang mit der in diesem Heft in mehreren Aufsätzen angeschnittenen Frage nach der Stellungnahme der jungen Generation zu den Problemen des Grenzlandes von besonderem Interesse sein.

Seit Beginn des Maschinenzeitalters hat sich die Arbeitszeit des berufstätigen Menschen um ein Drittel verkürzt. Die Jugendlichen von heute aber sind an dieser Entwicklung wenig beteiligt. Ihre Arbeitszeit liegt im Schnitt zwischen zehn und elf Stunden pro Tag...

Was fängt nun die Jugend mit dieser verhältnismäßig geringen Freizeit an? Geht sie andere Wege als die ältere Generation?

Tausende von Jugendlichen wurden in Schleswig-Holstein, Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen nach ihrem Freizeitverhalten befragt. Wichtigstes Resultat dürfte die Erkenntnis sein: Die Jugend gestaltet ihre Freizeit kaum anders als die Erwachsenen. Typisch jugendliche Formen der Freude, des Genusses oder der freiwilligen Bildungsleistung gibt es so gut wie gar nicht mehr. Obwohl die Jugend mit der Freizeit schlechter dran ist, kann man auch bei ihr beobachten, wie sich der Lebensinhalt immer mehr von der Arbeit zur Freizeit verlagert. Sinn und Rhythmus des täglichen Daseins werden zunehmend durch die Bereiche bestimmt, in denen das am Arbeitsplatz erworbene Geld ausgegeben wird.

Eines ist Tatsache: Auch für den Jugendlichen ist aus dem Beruf – einst „Berufung“ – ein „Job“ geworden, die Möglichkeit also, das Geld zu verdienen, mit dem man die Freizeit gestaltet.

Überraschend ist, daß unter tausend Jugendlichen sich nicht einmal zwei auch nur ähnelten und daß alle Mann sehr ausgeprägte Einzelpersönlichkeiten zu sein schienen. Aber das erwies sich, wenigstens zum Teil, doch als Irrtum; alles in allem ergaben sich erstaunlich einheitliche Verhaltensweisen.

Solche landläufigen Tendenzen hat ein bedeutender Soziologe einmal als „Einzelmensch trotz Masse“ bezeichnet und gesagt: „Hier offenbart sich das ‚Massen‘-Phänomen unserer Zeit. Der einzelne untersteht weitgehend der

Interessenbeliebigkeit, und doch ergeben die addierten Interessen eine gleichartige Relation.“

Die stärkste Gruppe interessiert sich für Sport und Lesen. Es folgen Handarbeiten (Mädchen), Wandern und Musizieren, wobei die Gruppen allmählich kleiner werden. Immerhin spielen Kino und Tanz nicht die Rolle, die ihnen vielfach zugeschrieben wird.

Aber, und das ist entscheidend: Ernsthaftes Interesse bringen wenige auf. Das Bewußtsein, mithin auch das Wollen, ist in den meisten Fällen nicht identisch mit dem tatsächlichen Freizeitverhalten.

Diese Feststellung hat zwangsläufig zu der Unterscheidung zwischen „harten“ und „weichen“ Interessengebieten geführt, Begriffen, die der Publizistik entlehnt sind. Das „härteste“, also das bewußteste Interessensfeld ist unschlagbar der Sport, dem mit gehörigem Abstand Handarbeiten, Musizieren und Lesen und Basteln folgen. Am „weichsten“ sind Kino, Wandern, Kulturinteressen und Arbeit für die Jugendgruppen, denn diese Dinge kann man tun oder lassen, den Sport nicht!

Im großen ganzen sieht es so aus, als ließe sich der Jugendliche vom Zufall, von seiner Umwelt, von der Beliebigkeit und dem Angebot des Augenblicks leiten. Er gestaltet seine Freizeit nicht selbst, er läßt sie sich gestalten. Diese von außen geleiteten jungen Menschen stellen das Gros.

Nur höchstens fünf Prozent gehen von sich aus mit bestimmten Vorstellungen und eigenen Ideen an das Leben und den Feierabend heran. Diese fünf Prozent „Innengeleiteten“ finden sich in allen Berufen und sozialen Schichten. Daß jedoch die Studenten überwiegen, liegt auf der Hand. Sie sind drei- bis fünffach so stark vertreten wie ihr Anteil an der Gesamtheit der Jugendlichen beträgt.

Unterschiede zur Freizeit der Erwachsenen finden sich höchstens beim Wandern und Musizieren. Hier ist die Jugend erheblich aktiver – vielleicht Nachwirkungen der einstigen Jugendbewegung. Ein Denken und Verhalten, das von Ideologien bestimmt wäre, läßt sich heute nicht mehr feststellen.

Um so überraschender war die Entdeckung, daß die Aufspaltung zwischen Bewußtsein und Verhalten bei der Jugend oft zu irrealen Vorstellungswelten führt. Sie hängt eben immer noch teilweise an den alten, vom häuslichen Kreis genährten Berufs- und Familienleitbildern, ohne es andererseits zu klaren Freizeitvorstellungen gebracht zu haben. Die Familie spielt auf keinen Fall mehr eine bestimmende Rolle für die Freizeit des Jugendlichen.

Romantischen Weltschmerz und Todessehnsucht gibt es auch heute noch. Jeder fünfte Jugendliche hat damit zu kämpfen. Aber nur zwei Prozent sind in echtem Sinne „einsam“ und verhalten sich entsprechend. Bei den anderen klaffen Denken, Empfinden und Tun sehr weit auseinander.

Im Bereich der Freizeit verknüpfen sich die Interessen, das reale Verhalten und die Hingabe an eine Sache mit dem Angebot der Kultur- und

Vergnügungsindustrie so eng, daß man von einem „Dschungel der Beziehungen“ sprechen könnte. – Ob das ein Übergang oder eine Endstation ist, wird die Zeit zeigen.

Auf jeden Fall ist heute schon erkennbar, daß die herkömmlichen Bildungsideale zugunsten der Unterhaltung und des Berufsstrebens über Bord gegangen sind ... Warum sollte sich diese Tendenz nicht auch auf andere Gebiete ausdehnen? Andererseits kann die erwähnte kleine Gruppe der bewußt lebenden Jugendlichen ein Ansatzpunkt für eine neue Gebildetenschicht mit neuer „Regelhaftigkeit“ werden.“

Von der Friedrich-Paulsen-Schule zur Harvard-Universität

Betrachtung zur Grenzfrage von innen und außen

Befragt, wie er als jugendlicher Schleswiger zu der Grenzfrage stehe, würde der Verfasser zunächst klarzumachen versuchen, inwieweit er sich als Grenzländer fühle und als Grenzländer sprechen kann. Eine Verdeutlichung der Grundlagen des Urteilens ist wichtig, weil sie zumeist schon die Antwort wenigstens in ihrer Richtung festlegt und die Antwort verständlich macht.

Über zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte der Verfasser im Grenzlande Schleswig, von Geburt an an der nordfriesischen Westseite und seit 1950 in Flensburg.

Deshalb ist seine engere Heimat der Landesteil Schleswig, den er durch viele Fahrten, Reisen, Exkursionen und Besuche, durch Lesen und Erleben von ganzem Herzen lieben gelernt hat. In dieser Landschaft und unter diesen Menschen fühlt er sich zu Hause.

Sein Familiengeschick ist mit dem der Heimat eng verknüpft. Seine Familie stammt väterlicherseits aus Angeln und war unter den „Oprörere“ der 48er Jahre (nach der Liste des anonymen Flensburger Denunzianten), während die Mutter – Hamburgerin aus holsteinisch-hanseatischer Familie – zu Vorfahren den Finanzier des Sonderburger Interims-Herzogs hat.

Der Umzug von Niebüll nach Flensburg war eine Entscheidung, die von der Grenzlandentwicklung bestimmt wurde. Der Vater wollte – gemein gezwungen zu weichen – nicht südwärts ziehen, sondern am Mittelpunkt geistiger und kultureller Auseinandersetzung bleiben. Die Muttersprache ist hochdeutsch; aber auch das Plattdeutsche lernte er von Vater und Großmutter.

Ist Heimat ihm Schleswig, so Nation Deutschland. Elternhaus und Schulerziehung machten ihn zum Deutschen, der sich für sein Land mitverantwortlich fühlt.

Der Zusammenbruch war auch für ihn ein furchtbares Erlebnis. Aber die folgende Zeit sollte schwerer werden, zumal er die Jahre 1944-45 verspielte. Manche Dinge aber drangen zu stark und erschütternd in den Lebenskreis des Jungen ein, als daß sie an ihm unbeeinflussend vorübergingen. Aus jenen Tagen erinnert er sich der Nachricht, daß Johannes Oldsen Landrat geworden sei, und des Munkelns, bald werde Schleswig „an Dänemark kommen“ und die Kronenwährung eingeführt werden. Es wurde sogar versucht, die Familie zu bewegen, in die Minderheit einzutreten, um so Erleichterungen für den Vater in der Internierung erlangen zu

können. Die Kameraden, die auf die dänische Schule hinüberwechselten, erschienen ihm im Innersten ihres Wesens als treulos. Es gab in Niebüll ja kaum alte, echte Minderheit.

Für ihn assoziiert sich zu jenen Erinnerungen das unangenehme Gefühl, einen Tiefschlag erhalten zu haben. Ein Großangriff aufs deutsche Volkstum in jener Katastrophenzeit für Deutschland erschien ihm unlauter und unfair. Solch ein Sentiment bleibt leicht, wird Ressentiment und unbewußt alles mitbestimmende Institution des Grenzlandlebens.

Dies gab man ihm mit auf den Weg ohne eigenes Hinzutun, Die Übergangsstufe von den unbewußten zu bewußteren Bildungsmächten von Person und Charakter füllte die höhere Schulzeit aus. Die Oberschule war natürlich deutsch und wirkte in der Auseinandersetzung für ihre Seite, aber sie ließ Raum und Zeit, sich mit dänischer und nordischer Kultur und Sprache auseinanderzusetzen, wenn auch diese Seite des Unterrichts stärker hätte ausgebaut sein können. Die individuelle Einstellung zu den Fragen wurde nicht vergewaltigt, sondern Entfaltung ermutigt und Offenheit für neue oder fremde Gedanken gefördert.

Die Jahre schritten fort, und das Interesse fürs Politische erwachte. Die Wahlen wurden mit größtem Eifer verfolgt. Jedesmal packte ihn regelrecht ein Fieber, auch ja alles mitzuverfolgen. Der Umzug brachte ihn ins Zentrum des „Grenzkampfes“ mit Fackelzügen und Großkundgebungen, die ihren Eindruck nicht verfehlten. Das national-romantische Gefühl wurde nicht nur durch Feuer und glühende Ansprachen, sondern auch bei Besuchen in Nordschleswig großgezogen; es stimmte weich, sentimental und leidend, nachzusinnen über deutsche Reichsgeschichte, verlorenes deutsches Land von solch herrlicher Schönheit zu sehen und mit den Menschen zu sprechen. Aber es wurde auch Gefahr darin erblickt, und er suchte seine Gefühle zu kontrollieren. Als Pfadfinder „fuhr“ er durch alle Teile Westdeutschlands und verschiedene ausländische Staaten, lernte Vergleichsmöglichkeiten kennen und seine Heimat schätzen in ihrem Reichtum an Sprache, Gegensätzen, nordischen und deutschen Elementen, deren Fruchtbarkeit ihn beglückte. Viel Freude machte es ihm, die Völkerbrücke Deutschlands nach Skandinavien seinen Freunden aus dem Süden näherzubringen.

Mit Eintritt in die Oberstufe des Gymnasiums begann die aktive Teilnahme am Aufbau der Schülermitverwaltung als eines Ausdruckes erwachender Mitverantwortung, die Schüler für die Gestaltung ihres Schullebens fühlen. Neben die unmittelbar jeder Schulgemeinschaft gestellten Aufgaben traten andere, die einerseits Freunden und der guten Sache dienten, auf der anderen Seite die Schulgemeinschaft, insbesondere zwischen Schülern und Lehrern, stärken konnten. Für Flensburger Schüler lag die Idee der Patenschaften für deutsche Schulen in Nordschleswig in der Luft und wurde eines Tages angepackt. Er war

eine erste und dem Alter und der Beschäftigung der Schüler entsprechende Möglichkeit, selbst mitzuhelfen die deutschen Schulen in Nordschleswig wiederaufzurichten. Und sie wurde freudig ergriffen.

Und der Verfasser erhielt die großartige Gelegenheit, diesen Plan Flensburger Schülervertretungen kurz nach seiner Entstehung der ersten ständigen Bundestagung der Schülermitverwaltung vorzutragen und sie für eine auch für andere schleswig-holsteinische und bundesrepublikanische Schulen schöne Aufgabe zu gewinnen. Hier setzten natürlich die Schwierigkeiten ebenso ein. Denn die bundesdeutschen Schüler glaubten an „Europa“ und nicht an kleine, „anachronistische Streitigkeiten“ aus Großvaters Zeiten, wenn sie auch die deutsch-dänischen Grenzprobleme für geschichtlich interessant hielten. Schleswiger sind südlich der Eider leicht in eine Verteidigungsposition über die Grenzfrage gedrängt, aus der heraus vieles apologetisch oder auch protzend-stolz dem Fragenden über das Grenzland Schleswig dargestellt wird. So wurde der Verfasser zu immer neuer und eingehender Prüfung der eigenen Haltung gegenüber den Grenzfragen gezwungen und zur Einordnung in einen größeren europäisch-politischen Rahmen. Diese ständige Kritik hatte ihre zurückhaltenden und ihre fördernden Auswirkungen auf die Gestaltung der Patenschaftsarbeit, die – geläutert – wirkungsvoller wurde.

Hierbei wurde dem Verfasser zum ersten Male klar, was ihm in den Vereinigten Staaten bei einem mehr als einjährigen Aufenthalt zum Studium der Ökonomik und Soziologie Gewißheit wurde: jede geographisch, politisch, wirtschaftlich, volkstumsmäßig und kulturell bestimmte Strukturierung einer Bevölkerung hat ihre eigene Entwicklungsgesetzlichkeit in den faktischen Abläufen und im darüber bestehenden Bewußtsein und Denken. Darin liegt die Einzigartigkeit und „Individualität“ jedes Volksschlages auf bestimmter Scholle, aber auch ebenso die Gefahr, aneinander vorbeizuleben, sich auseinanderzuentwickeln, wie sich dies in den Anschauungen, dem Bewußtsein und der Meinung über die Dinge ausdrückt. Diese Gefahren sind sowohl zwischen geographisch verschiedenen Bevölkerungen wie auch zwischen in derselben Landschaft lebenden, aber sonst verschiedenen Volksteilen gegeben. Daß die öffentliche Meinung der westalliierten Länder und Deutschlands sich seit etwa 90 Jahren, fast bis in die Gegenwart hinein, zunehmend voneinander entfernten und auseinanderklafften, ist nur so zu verstehen. Auch im Grenzland besteht eine gewisse Zwangsläufigkeit in der Entwicklung von „Institutionen“, wie Bewußtseins-, Meinungs- und Denkformen und -inhalte, sofern sie eine gewisse Konstanz und Wiederkehr erfahren, nach Thorstein Veblen genannt werden. Aber der gefährlichen Tendenz der „Institutionen“, sich voneinander zu entfernen und weiterzubestehen, auch wenn sie überlebt sind, muß energisch Einhalt geboten werden.

Es geht nun der Verfasser dieser Zeilen kritisch die so oft als Grundlage für eine

Grenzentscheidung und -festlegung genannten Gründe durch:

Sollte, wer auf das Recht auf Heimat – welches ja eines der Menschenrechte ist – pocht, gleichzeitig anderen Menschen, die in derselben geographischen, politischen und wirtschaftlichen Heimat leben, die Berechtigung nehmen können, dort auch zu leben, weil sie anderer Sprache, anderen Volkstums, anderer Kultur sind? Heimat ist eine elementare Gegebenheit für jeden Menschen. Ein Land zur Heimat zu haben oder eine Heimat für ihre Menschen schaffen zu können, ist nicht Verdienst und Kraft eines einzigen, nämlich des eigenen Volkes. Es wäre mißverständene historische Sicht, wenn die Heimatberechtigung von bestimmten Bedingungen abhängig gemacht werden sollte. Es wäre Grausamkeit und Ungerechtigkeit, den Heimatvertriebenen ihre neue Heimat nehmen zu wollen. Wem das Schicksal keine Heimat gegeben oder sie genommen hat, für den sollte versucht werden, eine neue zu schaffen und ihn nicht weiterzutreiben. Den Heimatbegriff zur Grundlage für eine Irredenta im schleswigschen Raum zu machen, ist weder richtig noch falsch, sondern einfach überholt und geht an der Fragestellung vorbei. Die Erkenntnisse der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes sprechen gegen die Berechtigung solchen Grundes.

Ist der Heimatbegriff für die Entscheidung der politisch-staatlichen Zugehörigkeit irrelevant, so wird er, falsch interpretiert, darüber hinaus gefährlich. Das aber muß verhindert werden. Denn gerade auf dem Gebiete eines solch elementaren menschlichen Bedürfnisses, wie es das nach Heimat ist, können Demagogen und Zweckinteressenten viel Schindluder mit echten menschlichen Gefühlen treiben. Es müssen neue Formen politisch-kulturellen Zusammenlebens gefunden werden, die die Heimat und ihre Berechtigung in sich aufnehmen und integrieren, aber nicht vergewaltigen und auch nicht verabsolutieren. Die Formen müssen über die Heimatebene hinwegführen und, wahrscheinlich über einen supranationalen Überbau, eine Einigung Europas ermöglichen.

Der Heimatbegriff darf – weil er differenziert – nicht verabsolutiert werden, sondern muß weitertragenden politisch-wirtschaftlich-kulturellen Zielsetzungen untergeordnet werden. Denn ihm fehlt, für sich genommen, der Gegenpol: Welt. Wird weiter gefragt, ob die Muttersprache eine Entscheidungsgrundlage abgibt, so ist wohl die Antwort, daß diese Frage mit der der Heimat auf ähnlicher Ebene liegt. Für die Volkszugehörigkeit ist die Muttersprache zweifellos in weitem Maße entscheidend; sie ist notwendiger und integrierender Teil des Vergesellschaftungsprozesses („socialisation“), den jeder Mensch zwangsläufig im Aufwachsen durchmacht. Das Abwerfen und Ablehnen der Muttersprache zugunsten einer anderen Sprache ist zutiefst nicht möglich. Erbe über Bord zu werfen ist schwer, Angelerntes viel schwieriger. Wenn es dennoch geschieht, besonders in Landstrichen, wo die Muttersprache weiter gesprochen wird, kann es zu psychischen Komplikationen führen. Eine volklich-sprachliche Verschiebung

großen Stils, verursacht oder unterstützt durch Hilfe von auswärts, wird zu schweren menschlichen Problemen führen, darüber hinaus aber eine staatliche Grenzänderung nicht rechtfertigen.

Die Volkszugehörigkeit ist im Inland von vornherein gegeben und nie in Frage gestellt. Sie ist Gegebenheit ohne andere Alternative als Auswandern. Im Grenzlande, im Kern der Auseinandersetzung, wandelt sie sich fortwährend, und ein jeder muß für sich die Frage, zu welchem Volke er gehört, beantworten. Aber die Volkszugehörigkeit heute zum Prinzip staatlicher Neugrenzziehung in einem Mischgebiet zu machen, ist wohl falsch. Wo soll denn die Grenze in Mischgebieten verlaufen? In der Periode des Nationalismus gab das Volkstum den Ausschlag für Staatenbildung und Grenzziehung zwischen Staaten, aber ist es nicht überholt, wenn beides heute immer noch herangezogen wird, um einmal bestehende Staatsgrenzen zu ändern oder eine Begründung für eine Änderung in näherer oder fernerer Zukunft zu schaffen? Haben nicht die Aufgaben des Staates heute so ganz andere Struktur gewonnen, daß eine volkliche Grundlage nicht mehr als alleinig-berechtigte gerechtfertigt ist?

Auch die geschichtlichen Quellen zur Frage, wem eigentlich das Grenzland Schleswig rechtlich zukomme, führen nicht weiter. Es hat keinerlei Zweck, mit der alten Aufrechnung der Geschichte weiterzuleben. Die Rote Grütze wird schon längst woanders ebensogern gegessen wie hier, und Haustypen und Formen der Feldgatter sind ebenso bedeutungsloses „Beweismaterial“. Das Legitimitätsprinzip gehört, wie der mittelalterlich-feudalistische Landbegriff, in eine vergangene Epoche und kann nicht mehr angewendet werden.

Sollten wirtschaftliche Gründe eine Grenzverschiebung entscheiden können? Sie haben in den letzten Jahrzehnten zweifellos an Anziehungskraft und Bedeutung gewonnen. Aber für jeden Menschen sollte bei Entscheidungen solcher Tragweite, wie sie hier diskutiert werden, die Treue zu sich selbst ausschlaggebend sein; denn zeitlos und nicht geschichtlichen Wandlungen unterworfen ist das Problem, wie der Mensch mit sich selber fertig wird.

Zum Glück sind selbst heute noch Annexion und Eroberung in Friedenszeiten verabscheute Wege, eine Grenzveränderung zu erzwingen. Es bliebe nur der Volksentscheid; also die Arbeit dafür, daß aus der Minderheit eine Mehrheit wird. Aber auch das heute durch die Menschenrechte und Woodrow Wilsons Vierzehn-Punkte-Programm so oft in die Diskussion geworfene Selbstbestimmungsrecht der Völker ist gefahrlos, wenn es angewandt wird, um jede temporäre Änderung der Auffassung einer Grenzbevölkerung über ihre nationale Zugehörigkeit sofort in Grenzverschiebungen umzusetzen. Wiederholung nutzt ab. Und in der Geschichte der dänisch-schleswig-holsteinischen Grenzausinandersetzung von 500 Jahren spielen 35 Jahre keine große Rolle.

Als Grundlage einer Grenzziehung bliebe so, zusammengefaßt, als Form allein

der Volksentscheid, also die politische Willensbildung der Bevölkerung, die auf verschiedenen Grund beruhen kann. Grundlagen wie Heimat, Sprache, Volkstum, Geschichte und Wirtschaft werden jedoch als Begründung eines grenzpolitischen Revisionismus vom Verfasser abgelehnt, weil sie sich anderen Entwicklungen und Notwendigkeiten der Gegenwart unterzuordnen und überlebt haben als einzige und entscheidende Grundlagen der Staatsbildung. Daß muß aber in größerem Zusammenlang insgesamt verdeutlicht werden. Eine gewisse zeitphilosophische Betrachtung über die Entwicklungstendenzen in Europa und der Welt scheint, abgesehen von den bekannten politischen Verwicklungen, die sich schwerlich vordeuten lassen, angebracht, will man die Grenzlandfrage in größerem Zusammenhang auf das „Koordinatensystem der Zeit“ projizieren und auch über eine mögliche Lösung oder Auflösung der Frage Vermutungen anstellen.

Es heißt, das 20. Jahrhundert würde stärkstens durch Amerika, insbesondere seine Lebensweise geformt. Welche Elemente sind hier, immer in Bezug auf das Thema, am wesentlichsten? Die „Grenzenlosigkeit“ amerikanischen Raumes und amerikanischer Möglichkeiten spiegelt sich in einer offenen, weitgehend traditions- und geschichtsbefreiten, in die Zukunft gerichteten oder in der Gegenwart genießerisch verharrenden dynamischen Weitsicht, öffentliche Meinung und materielle Daseinsformen sind flexibel und variabel, weil im Vergleich zum „alten“ Europa verhältnismäßig wurzellos und nicht vergangenheitsbehaftet. Verallgemeinernd gesagt: der „Europäer“ oder „Abendländer“ fühlt sich als dem großen Erbe verpflichtetes Glied eines weitgehend geprägten und mit Sinn und Gehalt erschöpfend gefüllten Kulturkreises. Der „Amerikaner“ dagegen betrachtet sich als bisher höchste Stufe einer unvollendeten, unendlichen, für europäische Begriffe weitgehend nur-zivilisatorisch bestimmten Menschheit, die zu entwickeln und zu fördern er aufgerufen ist. Je mehr er das Leben der Menschen „fortschrittlich“ ändert, im Inhalt der bestehenden und für gut befundenen Formen (the American way of life), desto erfolgreicher und hochzuschätzender ist er. Jeder Amerikaner ist berufen, dazu beizutragen.

Der Amerikanismus ist heute bereits eine siegreiche Lebensform in Europa und löst – und das wird wichtig für die Grenzfrage – zahlreiche Bindungen von Menschen zu Gruppen und die Gruppen selbst auf. Es sind dies Bindungen, die sich früher als außerordentlich stark und ausdauernd erwiesen. Europa scheint zunächst nur von der auflösenden Seite des Amerikanismus betroffen zu sein. Diese Evolution des 20. Jahrhunderts löst natürlich auch manche der heutigen Gruppenprobleme von selbst, vielleicht auch die Grenzfrage.

Dem neuen Menschen in Europa scheint das wichtigste zu sein, sich eines ruhigen, materiell gesicherten und fortschreitend besserwerdenden Lebenswandel zu erfreuen, nur für sich und seine Unterhaltung, wohl auch der Familie, zu leben, ohne Verpflichtung oder Ansporn zu verspüren, für eine Idee oder andere

Menschen sich einzusetzen, ein Bekenntnis zu wagen oder für seine Auffassungen und Mitgliedschaften zu streiten. Er ist unpathetisch, nicht einmal pathetisch in Bezug auf den Fortschritt, wie in den USA. Er liebt keine Fackelzüge, ist kein Hurratriot und will auch gar nicht Persönlichkeit oder etwas Bedeutendes sein, sondern sein Motorrad, Kofferradio und das Campingzelt haben. Für den neuen Deutschen kommt noch die ungeheure Arbeitswut hinzu, die durch den Wiederaufbau ausgelöst wurde und die ihren alleinigen Sinn im Arbeiten sieht. Wegen der Mannigfaltigkeit der Individualitäten werden hier zweifellos andere Schichten weiterexistieren, aber sie werden zunehmend schwächer und eines Tages von der Bildfläche verschwinden. In Europa sind die Menschen „alt“, es ist kaum frischer Sauerteig in ihnen, der sie wagen läßt, sondern sie „stagnieren“ so dahin. Solcher Gefahr kann auf die Dauer nur entgangen werden, wenn ein junges Volk, zum Beispiel die Amerikaner, ein starker Führer auch für Europa wird. Heute saugen die Europäer gierig viele Züge amerikanistischer Zivilisation auf, weil das „alte Europa“ ihnen verleidet ist und sie enttäuscht sich dem Neuen zuwenden. Aber viele entscheidende Charakteristika amerikanischer Wesensart verstehen sie nicht und wollen sie sich auch nicht aneignen. So werden die Europäer schlechte amerikanische Ersatzmischung mit Massenmensch-Zusatz à la Ortega y Gasset.

Einsatzbereitschaft, Opfer, Treue und andere Werte einer volkstumsgeprägten Auseinandersetzung haben die vorige Jugend noch in weitem Maße begeistert und geformt; der Verfasser erlebte echte Überbleibsel in schöner Form in den Resten der Jugendbewegung. Aber im großen und ganzen ist diese Welt zerbrochen. Es fehlt heute das Wagnis – überall. Vielleicht kommen allein im so viel beklatschten „Wirtschaftswunder“ noch Kraft und Energie zum Ausdruck, aber sie wird verkrampft und krank, weil sie einsichtig und verbissen verwendet werden. Sollte man künstliche Atmungsversuche mit der Jugendbewegung und anderen, dem „homme engagé“ entsprechenden Gruppierungen unternehmen und so eine Umkehr der Entwicklung zu erzwingen versuchen? Nach Ansicht des Verfassers ist eine totale Ablehnung der aufgezeigten, in der Tendenz wohl zunächst zwangsläufigen Entwicklung verfehlt und unrealistisch. Die Umwälzung ist zu weit fortgeschritten, und die vorige Generation wird von einer Schuld für diese Entwicklung, die so sehr den eigenen Wünschen entgegenlief, nicht freizusprechen sein. Soll eine Auflehnung gegen die Entwicklungstendenzen oder ihre Änderung versucht werden, so kann sie teilweise und auf Teilfronten geschehen und Erfolg werden. Das heißt, eine positive Integration zwischen dem europäischen Erbe und den Zügen der neuen Weltzivilisation amerikanischer Prägung muß in einer gegenwartsmäßigen Lebensform Ausdruck finden. Wie solches zu bewerkstelligen ist, kann heute nicht gesagt werden und überfordert den Autor. Gewiß, es ist leicht, ein „neues Menschenbild“ anzukündigen, ohne

mehr über seine Züge zu sagen. Es wäre aber sicher falsch, wenn man einfach die Deutung des Verfassers ablehnt, einen Weg zurück versucht und so in entscheidenden Fragen dem „Neuen“ zu einem noch durchschlagenderen irreversiblen Sieg verhilft.

Anstatt mit einer Neuorientierung zu beginnen, ergeht sich Europa – und ganz besonders Deutschland in seiner Innenpolitik – in ausgedehnten Restaurationen, die mit einer Sorgfalt betrieben werden, wie sie an die Zeiten der Heiligen Allianz erinnern.

Von Amerika aus läßt man die Europäer diesen Tanz ungestört tanzen, solange er nur strikte antikommunistisch ist. Aber ist er es auf lange Sicht? Zu Grenzstreitigkeiten allerdings schütteln die Amerikaner den Kopf und sprechen von der Größe texanischer Farmen, um auszumalen, wie unsinnig der Streit um einen solch kleinen Fetzen Landes sei. Daß aber in Europa noch Bindungen bestehen an Boden, Sprache und Volkstum, die so stark sind, daß sie ständiger Grund heftiger politischer Auseinandersetzungen sind, verstehen sie nicht. Insbesondere erstaunt sie die scheinbare Widerstandsfähigkeit solcher Bindungen, die mehrere Kriege ungebrochen überdauert zu haben scheinen. Aber läßt nicht auch im Grenzland das Feuer zunehmend nach? Ist nicht die Camouflage der Nachkriegsauflehnung, die Restauration, in Volkstumsdingen schon im Abflauen begriffen? –

Die politisch Interessierten der freien Welt sehen ganz andere Fragen und Ereignisse für wichtig an. In einer Welt, die von der Atomenergie-Revolution und Ost-West-Auseinandersetzung erschüttert wird, sind Grenzstreitigkeiten „outdated“, Überreste vergangener Epochen.

Dem Verfasser erscheint es allein wegen der oben skizzierten vermutlichen Entwicklung schon notwendig, von einem grenzpolitischen Revisionismus abzusehen und daranzugehen, nur die kulturelle Autonomie zu erstreben und zu erhalten und einen spannungsvollen, aber friedlichen Wettkampf anzustreben. Das könnte völlig ineinsgehen mit der bedachten und gezügelten Abwehr untragbarer und übertriebener Formen des neuen Menschen. So wird die kulturelle Spannung genutzt werden können für eine Integration europäischen Erbes in den Menschen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, während sonst der anachronistische Kampf um die Grenze nur die echte zugrundeliegende und andauernde Frage dahinter vernichten und so nichts dem dann haltlosen und maßlosen Sieg oben skizzierter amerikanistischer Wesenszüge entgegenstehen wird.

Dazu aber ist auf beiden Seiten eine Rückführung der Grenzfrage in eine maßvolle Auseinandersetzung notwendig. Es müssen die auseinanderstrebenden Bewußtseinsformen wider, die heute schon ausgestorben sein sollten. Selbstverständlich muß die Entwicklung in voller Gegenseitigkeit erfolgen. Aber

selbst wenn diese nicht so schnell zu erreichen wäre, sollte man es wagen, selbst anzufangen. Wenn die die Gefühle andauernd aufstacheln und Gegensätzlichkeiten wachhaltenden Elemente langsam vernichtet werden, kann ein friedliches Zusammenleben möglich werden.

Besonders wichtig wird sein, denjenigen Politikern, Demagogen und Volksbeglückern das Handwerk zu legen, die nur darauf aus sind, brauchbaren, formbaren und vor allem gängigen Stoff für ihre politische Aktivität, die für sie oft nur „l'art pour l'art“ ist, zu finden. Ebenso gefährlich können die werden, welche nicht vergessen können und wollen, weil sie aus ihren Jugenderinnerungen leben, nicht richtig Erwachsene geworden sind und „seelischen Profit“ für sich heraus schlagen können, wenn sie weiter in „Nationalromantizismus“ alias Grenzfrage „machen können“. Die Menschen an der Grenze dürfen andererseits selbstverständlich in ihren Bedürfnissen nicht vergewaltigt werden; aber jede unnötige Betonung der Gegensätze und ihre Ausnutzung und Auswalzung ist für alle Beteiligten unter Umständen tragisch. Es muß auch an der dänisch-deutschen Grenze die Chance jeder Grenze endlich genutzt werden, Völkerbrücke zu sein, damit das Grenzland in Frieden leben und gleichzeitig helfen kann, einer gesamteuropäischen Einigung als Vorstufe und Vorbild zu dienen.

Die deutsche Jugendarbeit in Nordschleswig seit 1945

1

Ein nicht unwesentlicher Zug in der Geschichte unserer Volksgruppe nach 1920 ist es zweifelsohne, daß führende Männer der Minderheit der Jugendbewegung nahestanden.

Jugend fordert von sich aus Idealismus, ein Streben ins Höhere und in die Zukunft. Ohne diese lebenweitenden Ziele wäre Jugend keine Jugend und sich selber untreu.

Beim Aufbau der Minderheit nach 1920 wurden darum die Belange der Jugend in weitestem Maße berücksichtigt. Zum andern aber ergaben sich aus der engen Zusammenarbeit der vom Geist der Jugendbewegung erfüllten Führungskreise mit der Jugend starke Wechselwirkungen, wie sie vor allem auf den jährlichen Jugendtagungen in Tingleff zu erkennen waren. Darum konnte sich die Jugend auch unbesorgt und einhellig hinter das so verkündete Programm der Volksgruppe stellen. Der ideale Zug zum ethisch-fundierten Volkstum verband sich zwanglos mit dem Sehnen nach einem „schöneren Morgen“ der Politik. Was war begreiflicher nach dem Duster des Ersten Weltkrieges?

Wie aber gab sich diese Jugend in der neuen dänischen Umgebung? Sie zeigte nicht so sehr einen straff bündischen Charakter als einen allgemein jugendbündlerischen Stil. Das rührte daher, daß sich die Jugendbünde vor allem auf die Landbezirke stützten. In ihrem ganzen Zuschnitt entsprachen sie vorzüglich dem bäuerlichen Leben in seiner Eigenart und seinem jahreszeitlichen Rhythmus. In den nordschleswigschen Städten hatte wiederum der ländliche Jugendbund keine Entwicklungsmöglichkeiten. Hier gab vor allem die Turner- und Rudererjugend den Hintergrund für die Jugendarbeit ab.

Nach 1933 änderte sich die Lage nicht grundlegend. Es vollzog sich aber geistig eine ausgesprochene Schwerpunktverlagerung zu einer stark politisierten Jugend. Die Jugendbünde und Turnvereine traten mehr in den Hintergrund, während sich der militante Charakter in der Jungen- und Mädchenschaft, vor allem aber in der Schleswigschen Kameradschaft (SK) zusehends verstärkte. Die Jugend wurde stark auf die Ereignisse im Reich ausgerichtet, ohne freilich jemals völlig gleichgeschaltet zu werden. Am bedenklichsten konnte vielleicht die unausgesprochene, aber doch latent schlummernde „Heim-ins-Reich“-Parole sich für ihre Zukunftsmöglichkeiten auswirken, weil die Jugend, stärker als vielleicht gut war, mit den reichsdeutschen Berufsmöglichkeiten liebäugelte und die

nordschleswigschen entsprechend weniger im Auge hatte.

Bei Ausbruch des Krieges 1939 durfte die Volksgruppe auf eine lebendige und einsatzbereite Jugend blicken, die voller Vertrauen mit Idealismus und Schwung herangewachsen war. In dem gutausgebauten Schulwesen waren 4000 Kinder erfaßt. Als im Mai 1940 der Appell an die heranwachsende Jugend der Volksgruppe erging, sich freiwillig zum Waffendienst zu melden, traten in kurzer Zeit 2000 Mann unter den direkten Befehl des Reiches.

Kriegsdienst ist Opferdienst, als solcher höchste Bewährung eines idealistischen Strebens. Der Heimdeutsche vor der Grenze entzog sich wie das gesamte Volksdeutschtum in Europa nicht dem starken Drängen und Fordern des Reiches. Er kam vertrauensvoll und willig. Und doch – wie stark hat das Dennoch des Grenzlandmenschen sich auch damals in der Brust der wehrbereiten Jugend zu erkennen gegeben: Staatsbürgerpflicht und Volkspflicht waren nicht identisch! In diesem höchsten Idealismus, wie er dargebracht wurde, zeigte sich damals schon in diesem Widerstreit von Staat und Volk die erste Wolke der Götterdämmerung.

2

Die Schlachtfelder sind nur das eine Gesicht des Krieges. Das andere ist der schwere Waffengang zwischen dem Idealismus und der Politik. Das Kampfgebiet sind die inneren Zonen in der Brust des vom Schicksal Berührten. Entspricht das platte Machtstreben der Politik dem Sehnen des Idealismus und des daraus geborenen realen Opfers? Dieser Zweikampf stand 1945 im Vordergrund der Kapitulation und zeigte bald ein ganz eindeutiges Gesicht: Lauter Trümmer. –

Darum war die Niederlage von 1945 so ungeheuer drückend, weil sie für den jungen Menschen nicht mit den Niederlagen auf dem Schlachtfeld anhub, sondern erst in der vollen Kapitulation sichtbar wurde. Die Sinnlosigkeit des Idealismus bewies sich erst 1945. Diese Schockwirkung der Niederlage war der gefährlichste Punkt im Geschehen der neuesten Zeit: die Jugend mußte nicht nur verwirrt, enttäuscht werden, sondern sie mußte sich selber sinnlos mißbraucht vorkommen. Nur *ein* Gedanke stand auf: Hinweg! Hinweg! Flieht die Gemeinschaft! Wir waren Flüchtlinge des Lebens geworden! Das beinhaltet die Zeit des Zusammenbruchs. Man soll darum sehr vorsichtig urteilen, wenn man der Jugend vorwirft, sie zeige kein Interesse an der Politik, sie lehne es ab, sich mit unseren Grenzlandfragen zu beschäftigen. Man soll erst sehr genau wissen, was dieser ablehnenden Haltung der Jugend an inneren Zusammenbrüchen vorausging. Denn gerade in unserer Lage als Volk vor der Grenze können wir am eigenen Schicksal ablesen, wie sehr unsere heutige Haltung von dem Schicksal des Ganzen abhängig wurde. Darum müssen wir hier eine knappe Begriffsbestimmung wagen, um unter den so gänzlich veränderten Umständen zu sagen, was Jugend eigentlich heute

typologisch ist und was sie heute funktionsmässig will: *Jugend ist die junge Generation, die sich um die Gründung einer Existenz bemüht*. So muß unsere Aussage lauten.

Ohne das Bild von den äußeren und inneren Trümmerfeldern zu sehr zu überfordern, muß hier doch darauf verwiesen werden, daß diese Auslegung für jeden Wiederaufbau aus den Trümmern fruchtbar sein muß. Zum andern ergibt sich hieraus auch die notwendige Klarheit gegenüber der Jugendbewegung von 1900. Um die Mitte des Jahrhunderts bedürfen wir nicht mehr der revolutionären Absage an ein verbrauchtes Zeitalter und die sie repräsentierende alte Generation. Für die neue Jugend steht heute nicht die Geste der Absage an das Gestern im Vordergrund, sondern die massive Aufgabe, resolut die Existenz von morgen aus den Trümmern zu errichten. In dieser existentiellen Funktion haben wir heute das Wesen der Jugend zu erkennen. So ist sie: nur besessen vom Heute und der Unsicherheit des Morgen. Darum ist sie so unstet und wirkt zum Teil so unsicher im Auftreten. Warum? Weil die alte Welt eine Zukunft mit unmöglichen, weil romantisch-historischen Maßstäben bauen wollte, die sich als leer und verschwommen erwiesen. Das Pendel ist heute freilich zu weit ins andere Extrem geschwungen. Man mag heute nichts von der Vergangenheit wissen. Allein, wir müssen der Jugend doch zugutehalten, daß nicht nur Städte zu Trümmerfeldern wurden, sondern daß der Krieg auch die Menschen krank machte. Eine Lähmung packte die Jugend. So allein konnte es geschehen, daß der Krieg mit seinen Trümmern eine große Vergangenheit und einen großen Idealismus begrub.

Ob beides starb, ist die große Frage unserer Gegenwart! Wir können sie noch nicht beantworten, wenn wir vor uns selber redlich sein wollen.

Wenn wir aber feststellen müssen, daß die Jugend sich selbst nicht nur als Lebensalter begreift, sondern ihrem jugendlichem Sein eine funktionelle Aufgabe beimißt, wäre das ein erstes verheißungsvolles Omen einer neuen Zukunft. Verbindet sie mit ihrer eigenen Existenz eine eigene Aufgabe, dann hat sich das Wesen der Jugend gewandelt: sie ist nicht mehr der Wandervogel von einst, der eine verkrampfte Umwelt ablehnte, sie ist der nüchterne Mensch von heute, der sich als Erbe der Zeit einen festen Standpunkt im Trümmerfeld einer versinkenden Welt erringen will. Er will nicht wandern, er will sich ertüchtigen! Er will Nachwuchs sein!

3

Wie sah nun das Ende des idealistischen Einsatzes unserer eigenen Jugend aus? Wie war das Trümmerfeld in Nordschleswig 1945 beschaffen?

Mit aller Wucht traf der Krieg die Jugend unserer Volksgruppe. Wir haben heute genügend Abstand von den Ereignissen des Krieges und der Kapitulationszeit gewonnen, um dies leidenschaftslos festzustellen.

Wohl sind wir gewohnt zu erklären, daß unsere politischen, kulturellen und zum Teil auch wirtschaftlichen Organisationen zerschlagen wurden. Die deutsche Minderheit stand vor den Ruinen ihrer Gemeinschaftsordnungen. Es war damals ungewiß, ob auch ihr innerer Zusammenhalt dem ungeheuren Druck von 1945 standhalten würde. Viele sahen unseren Untergang mit Sicherheit kommen. War die Lage für die Minderheit als Ganzes so gut wie hoffnungslos, so konnte man gerechterweise der jungen Generation überhaupt keine Chance zubilligen. Sie stand vor dem Nichts. Denn sie hatte in den meisten Fällen 1945 noch keine Existenz.

Das Kriegsende sah für den ungesicherten Teil der Volksgruppe, für ihre Jugend, bitter genug aus:

527 deutsche Nordschleswiger waren gefallen oder vermißt. 901 Freiwillige wurden als Kriegsteilnehmer vom dänischen Staat bestraft. Hierzu sind noch etwa 100 Spätheimkehrer aus alliierter und vor allem sowjetischer Kriegsgefangenschaft hinzuzuzählen, die Dänemark nach ihrer Heimkehr nicht mehr anklagte und bestrafte. Als Mitglieder der Besatzungsmacht wurden 128 Selbstschutzmänner und 1121 Zeitfreiwillige ebenfalls durch die Gesetze mit rückwirkender Kraft betroffen und im Faarhuslager interniert. Das sind 2777 Mann, die als Glieder der Volksgruppe für ihren Einsatz im zweiten Weltkrieg bezahlen mußten. Läßt sich auch der genaue Anteil der Betroffenen, der zur jungen Generation zu rechnen ist, nicht aus dieser Zahl herausgliedern, insgesamt ist es doch die Jugend, die uns in diesen Zahlen entgegentritt. Sie ist im Kriegseinsatz gewesen. Sie traf die ganze Schwere des Krieges mit seinen Folgeerscheinungen. Diese waren ganz besonders bitter; denn die Diskriminierung eines Menschen ist ein außerordentlich gefährliches Mittel für einen Staat, um sich durchzusetzen. Wir sehen den ungeheuren Gegensatz, der sich hier offen auftut, nur dann richtig, wenn wir einmal überlegen, wie überspannt die Lage sein muß, wenn als Antwort auf den Idealismus der Jugend der Staat zur Diskriminierung eben dieser Jugend schreitet. Diesen Gegensatz aber bekam unsere Jugend in seiner ganzen Härte zu spüren.

Es ist hier nicht die Aufgabe, sich über das Maß der Schuld des einzelnen zu äußern. Die Jugend mit ihrem Idealismus mußte eben die Politik des Dritten Reiches bitter bezahlen. Dieses war fast schwerer zu ertragen als die mörderische Brutalität des Schlachtfeldes; denn vor den Gerichten ging es um den Persönlichkeitswert des einzelnen.

Wenn unsere Jugend das Dunkel der nationalsozialistischen Schuld zu tragen hat, darf sie heute auch den Staat darauf aufmerksam machen, daß er eine Mitverantwortung trägt, um die Folgeerscheinungen der Diskriminierung zu beheben. Das vermag der Betroffene aus eigener Kraft nicht. Hier bedarf es unbedingt der Mithilfe des Staates. Wir denken hierbei nicht nur an Kopenhagen,

sondern auch an Bonn.

Wie wirkten sich die Kriegsfolgen aus? Die Krisen in den Familien, in den Ehen, im Verhältnis des Vaters zu den Kindern gehören hierher. Sie sind sehr oft seelischer Art. Wer möchte bestreiten, daß die Diskriminierung des Vaters die Grundlagen seiner Autorität angriff? Auch wirtschaftlich zeigten sich schwere Schäden. Die Diffamierung der Jugend durch die Bestrafung gab ihr naturgemäß einen schweren Start ins bürgerliche Leben. Hinzu trat, daß Krieg, Verwundung und Gefangenschaft oft schwerste familiäre Spannungen mit sich brachten. Die Frontfreiwilligen waren oft von der Schulbank oder mitten aus der Ausbildung ins Feld gerückt. Als der Krieg sie dann endlich freigab, standen sie mit leeren Händen da. Für das bürgerliche Leben waren sie älter und – ärmer geworden. Denn in vielen Fällen waren sie noch nichts. Wohl wurde nachbarliche Hilfe oft gewährt. Doch kam es letztlich immer auf die Initiative des einzelnen an. Sie hat vieles gemeistert. Aber wo sie sich nicht stark genug entfalten konnte, weil die persönlichen Voraussetzungen fehlten, war es für einen durch den Krieg aus der Bahn Geworfenen nicht so einfach, festen Boden unter die Füße zu bekommen. Und der Endeffekt war dann eine wachsende und bohrende Verbitterung. So machte sich eine Illusionslosigkeit breit, die langsam auch für die neu heranwachsende Jugend typisch wurde. Draußen hatte der junge Mann gelernt zu befehlen. Nun mußte er als Lehrling, als Schüler oder Hilfsarbeiter wieder ganz von vorn anfangen. Viele waren gezwungen, ihren alten Beruf an den Nagel zu hängen und einen zweiten zu versuchen. Es konnte darum geschehen, daß ein junger Schlachter, um einmal ein grelles Beispiel zu nennen, eine Großschlachtereier vor der Haustür hatte, aber nach Nordjütland mußte, um sich dort eine Existenz zu gründen.

Der Krieg war hart gewesen, aber die Nachkriegszeit bitter. Das fraß sich tief ins Bewußtsein hinein. Wo blieb da noch Raum für einen Idealismus? Zerstörte die banale Wirklichkeit des Lebens nicht alle Keime für die Zukunft? Was blieb der Jugend, der betroffenen Jugend von 1940 bis 1950, anders übrig, als sich mit dem Problem der Existenzgründung herumzuschlagen?

4

Es gab aber auch eine Jugend, die erst unmittelbar 1945 in den Strudel der turbulenten Nachkriegsgeschehnisse hineingerissen wurde. Die Schuljugend der Volksgruppe war wohlbehalten und im wesentlichen ohne Krisen – obwohl viele Lehrer eingezogen worden waren – durch den Krieg gekommen. Da wurde mit einem Schläge das stattliche Kulturgebäude der Volksgruppe zerschlagen, die 89 Schulen geschlossen. Auch hier ist zu bedenken, daß keine Abfallbewegung in den Kapitulationstagen den Anlaß zur Auflösung der Schulen gab. Erst am 26. 6. 1945 wurden die Schulen aufgehoben.

Leuchtend zeigte sich gerade in dieser Notzeit, wie standfest die Volksgruppe war. Die Haltung der Frontfreiwilligen während der Kriegsjahre übertrug sich ohne weiteres auf die Heimat und die in ihr wurzelnden Familien. So wurde die „Faarhuszeit“ kein Schandfleck in der Geschichte des Heimdeutschtums: es hat keine Abtrünnigen, keine Bekehrungen zum andern Volkstum gegeben.

Wohl brach alles deutsche Leben am Ende des Krieges zusammen. Der gesamte Kulturapparat war außer Funktion gesetzt worden. Durch die dänische Presse, die Straße und die dänische Schule schlug eine Welle der Beeinflussung in jede deutsche Familie hinein. Sie ergoß sich betäubend vor allem auf die deutsche Jugend und packte lähmend die heute klar faßbare Zahl von 6777 Mitgliedern dieses *ungesicherten* Teils der Volksgruppe. Die Internierung der reiferen Jugend und die schullosen Jahre für die Schuljugend erscheinen damit in einem ganz besondern Licht. Hier zeigt sich die Schockwirkung als soziologisches Phänomen, das meßbar ist.

Im Strudel dieses Schocks erfolgte nun ein viel zu wenig beachteter, aber ungeheuer wichtiger kultureller Einbruch. Die deutsche Sprache verlor in dieser Zeit in sehr vielen Familien ihre Heimstatt als Umgangssprache. Man zog sich auf die heimatliche, die nordschleswigsche Mundart zurück. Gewiß wurde das Deutsche nicht als Kultur- und Hochsprache durch das Reichsdänische ersetzt, aber der kulturelle Verlust der Umgangssprache muß recht hoch veranschlagt werden. Dieser zahlenmäßig noch nicht untersuchte und daher noch nicht ganz klar meßbare Verlust an Sprachkraft der Volksgruppe traf abermals besonders die Jugend.

Es gereicht vor allem unsern Müttern und Frauen zur Ehre, daß sie 1945/46 fast alle ein ganzes Jahr lang vergeblich auf die Wiedereröffnung der deutschen Schulen warteten, ehe sie die Kinder den Gang in die dänischen Erziehungsanstalten antreten ließen. Es ist fast so, als ahnten sie, welch schwere Entscheidung damit fallen mußte, wenn die Kinder nunmehr ganz offensichtlich der Gefahr ausgesetzt wurden, ohne oder fast ohne Kenntnis der deutschen Sprache aufzuwachsen. Als dann deutsche Schulen wieder erlaubt wurden, konnten sie nur sehr langsam und zaghaft eröffnet werden.

So muß man wohl das Kriegs- und Nachkriegsschicksal unserer Jugend zeichnen. Es ist ein Fegefeuer gewesen. Ein hochgespannter, vertrauensvoller Idealismus ist in dem rasanten Wirbel einer unzulänglichen Politik zerschmettert worden. Nur Trümmer und eine bittere Enttäuschung sind das Erbe dieser Jugend, die zwischen den beiden Weltkriegen aufwuchs.

5

Ist diese Generation zerstört worden, da man ihr jetzt, nachher, jeden Idealismus absprechen will? War die Belastungsprobe zu stark, da man ihr unterstellt, daß sie

für die nationalen Fragen kein Ohr mehr hat? Das sind Fragen, die nicht zu vorschnell beantwortet werden dürfen.

Soviel ist sicher: leicht ist es nicht, nach solchen Enttäuschungen das Herz der Jugend zu gewinnen. Die Natur schützt sich nach dem gewaltigen Blutverlust, wie ihn das deutsche Volk erlitt, instinktiv auch in der heranwachsenden Jugend. Dafür sorgen schon die Angstgefühle der Mütter.

Aber dürfen wir aus unserer eigenen Erfahrung als Volksdeutsche nicht gerade auch in den eigenen Reihen verheißungsvolle Anzeichen einer *neuen Haltung* erkennen?

Haben wir in dem Wirrwarr der Trümmer nicht ein Kriterium gefunden, was Jugend heute ist, wenn wir erkennen mußten, daß zur Jugend eines Volkes *der* sich zu rechnen hat, der sich um eine Existenz bemüht? Denn diesen Ernst zum Leben können wir unserer Jugend nicht absprechen: *Für die eigene Ertüchtigung hat sie volles Verständnis*. Die sogenannte amerikanische Art, die wir oft als Oberflächlichkeit bezeichnen möchten, die Unkonzentriertheit der Jugend, die wirklich vorhanden ist, sind doch nur Symptome, die nicht das Wesentliche treffen. Wichtiger ist vielmehr die fruchtbare Erkenntnis, daß sich die Jugend – und gerade in Nordschleswig – heute als *Nachwuchs* begreift und empfindet. Hier sieht sie Aufgaben und erfaßt Verpflichtungen. Verpflichtungen aber sind Bindungen und führen zur Gemeinschaft und damit zu höheren Lebensformen.

Man erkenne nur den Wandel in der Anschauung, wenn man die Linie verfolgt, die vom Jungen als Wandervogel bis zum Jugendlichen als Nachwuchsendem führt. Beim Wandervogel von 1900 spielte der Beruf, die Existenzwahl, eine untergeordnete Rolle, denn das Leben erschien nicht existentiell gefährdet. Heute ist das anders. Heute geht es um das Dasein, den Beruf, das Leben schlechthin. So empfand die deutsche Jugend in Nordschleswig nach 1945 ihre Lage und zog daraus ihre Konsequenzen.

Das Dasein der Volksgruppe ist gefährdet, wenn sie sich nicht in der Jugend als Nachwuchs konsolidiert. Der Nachwuchs ist aber fragwürdig, wenn das Selbstbewußtsein und Pflichtgefühl zur Gemeinschaft in der Jugend gebrochen wird. Wie sehr es bedroht erscheinen mußte, legt die hohe Zahl von nahezu 7000 ungesicherten Mitgliedern der Minderheit unerbittlich dar. Darin steckt die massive Drohung der Schockwirkung für uns alle. Der Schock greift den Persönlichkeitswert des Menschen unmittelbar an. Ihn galt es zu überwinden.

Den Persönlichkeitswert der Jugend zu sichern war darum das erste Gebot der Jugendarbeit. Es ist von unschätzbarem Wert, daß der Deutsche Jugendverband hier von Anbeginn Vorzügliches geleistet hat und noch leistet. Es sind durch die Jugend Entscheidungen herangereift und vorgetragen worden, die dann dem organisatorisch stärkeren Schul- und Sprachverein den Aufbau eines einigermaßen intakten Schulwesens erleichtert haben.

Wie ist nun das jugendliche Selbstbewußtsein, der Persönlichkeitswert, gefestigt worden?

Die jugendbündliche Begegnung beim Sport, in der Aussprache und in der musischen Betätigung sprengte zunächst einmal die drückendsten psychischen Fesseln der Lähmung. Das Aufleben der Jugendbünde und Sportvereine wirkte als „kleiner Kreis“ schon wie eine Befreiung. Als man dann den Mut besaß, die Knivsbergfeste schon 1947 wieder aufleben zu lassen, stärkten sie das Zusammengehörigkeitsgefühl der Volksgruppe ungemein. Denn es zeigte sich nun bald, daß die Minderheit ein doppeltes Aktivum hat, von dem sie zehren kann:

1. Es hat in der Volksgruppe keine Abfallbewegung gegeben, keine Torschlußpanik.
2. Die Politik der deutschen Minderheit von 1920 bis 1945 hat die Volksgruppe nicht stärker belastet, als daß ihr Gemeinschaftsgefüge diese Zerreißprobe bestand.

Das darf man wohl als eine *staatsmännische Leistung ihres Führungskreises bezeichnen*. Und darum hat die Jugendarbeit auch bewußt an diese Leistungen anzuknüpfen. Das Deutschtum vor der Grenze hat seine volle Heimat- und Existenzberechtigung. Wir haben Bewährungsproben hinter uns, die den Anspruch erheben dürfen, daß man sich auch weiterhin der Führung der Minderheit anvertrauen kann.

Gerade in die Reihen der Jugend und ihrer Eltern hat dieses Vertrauen hineinzustrahlen. Darum hat die Jugendführung heute klar erkannt, daß das Vertrauen zur Volksgruppe nur dann voll erfüllt wird, wenn das Deutschtum sich als Ganzes hervorragend für die Existenzsicherung und Nachwuchsförderung einsetzt.

In Deutschland hat man den Wiederaufbau der Jugendarbeit aus der klaren Erkenntnis begonnen, daß der „*kleine Kreis*“, die Gemeinschaftszelle, nötig sei, um einen neuen Keim zum idealen Denken zu setzen. Das gleiche gilt für uns. Wir taten es schon. Denn unsere Kreise sind die Jugendbünde, die Turn- und Rudervereine. Helfen wir unseren Mitgliedern in ihrem Bemühen, sich zum Lebenskampf zu rüsten, erwerben wir auch ihr vollstes Vertrauen.

Darum ist der Einsatz unserer Jugend für die deutsche Kultur, wie er ganz besonders klar in der 1947 begonnenen Sammlung für eine nachschulische Erziehung eingeleitet wurde, geradezu klassisch. Dieser spontane Akt der Jugend führte 1951 zur Gründung der Deutschen Nachschule in Tingleff, die ihren Fortbildungsschulcharakter heute in der Form einer Volkshochschule erweitern kann.

Wenn die Jugend heute die Fragen des Jugendsparens, der Existenzsicherung, der Kriegsopfersversorgung, der schulischen und fachlichen Ertüchtigung in einem

weit stärkeren Maße, als vorher je geschehen, auf ihr Banner schreibt, dann erkennen wir hier, in unserem eigenen kleinen Rahmen, welche Impulse von der Jugend selber ausgehen.

Aber auch die künstlerischen Seiten unseres Kulturlebens bedeuten der Jugend etwas. Sie hat aus eigenem Antrieb Gemäldeausstellungen nordschleswigscher Maler veranstaltet, die weite Beachtung fanden, auch eine Schrifttumsschau und eine kunstgewerbliche Ausstellung gewagt und damit bewiesen, daß sie Initiative und Zielstrebigkeit besitzt. Dies sind alles klare Anzeichen einer neuen Haltung. Es ist in ihnen freilich kein himmelstürmender Idealismus zu suchen. Aber ein nüchterner, tatsächlicher Idealismus ist doch vorhanden, denn er ist aus dem einzig idealen Gefühl alles Menschlichen geboren: *dem Nächsten helfen zu wollen! Dieser Nächste aber sind wir, wir, die wir eine vielleicht neue Gemeinschaft wollen.*

Wenn wir nach dem, was wir seit 1940 und 1945 erlebt haben, wieder innerlich so stark sind, so zu denken und zu handeln, dann werden wir einst eine lebendige und starke Jugend unser nennen dürfen.

Die Skepsis der Enkel

Wie steht die dänische Jugend zur Grenzfrage?

Eine Szene, die man nicht so leicht vergißt: Es war ein sonnendurchglühter Maitag des denkwürdigen Jahres 1945, an der Straße, die mitten durch die stacheldrahtgehegte Sandwüste des Faarhuslagers führte, zu einer so frühen Stunde der großen Abrechnung, daß der plastische Sprengstoff noch in den Herzen lag. Wir Internierten machten uns am Straßenrand zu schaffen, bewacht von jungen Widerstandsleuten mit Maschinenpistolen. Es empfahl sich durchaus, den Mund zu halten, die Bewacher standen mit uns nicht auf Gesprächsfuß.

Neben mir ging ein blutjunger Widerstandsmann in kriegerischer Montur. Seltsam, er erinnerte mich an das letzte Aufgebot der Wehrmacht, die Schüler, denen der Stahlhelm zu groß und der Uniformmantel zu weit war. Der Junge langweilte sich auf seinem sinnlosen Posten, und so gelang es mit der gebotenen Vorsicht, ein Gespräch in Gang zu bringen. Wir sprachen beide gedämpft, und darin lag eine gewisse Vertraulichkeit, er tat ja, was sich nicht gehörte. Man hatte ihn aus Esbjerg evakuiert, wo über die Deutschen keine gute Meinung herrschte.

In der Tat war diese Meinung so schlecht, daß der Junge, wie er erklärte, am liebsten alle Deutschen erschießen wollte. Er brachte diese drastische Absicht aber in einem durchaus milden Tonfall zum Ausdruck, woraus man schließen konnte, daß sie für ihn keine Realität war, wie ja der Tod für die Jugend keine Realität ist. Ich sagte ihm deshalb, er müsse sich das einmal genauer überlegen. Warum er denn alle Deutschen erschießen wolle? Nun, die seien samt und sonders Verbrecher, „kriminelle Verbrecher“, sagte er.

Na, so, sagte ich. Ob er denn, wenn er mich so anschau oder meine Kameraden, glaube, daß auch wir „kriminelle Verbrecher“ seien. Diese Frage machte ihn, bei seinem offensichtlich gutwilligen Wesen, unsicher. Es schien ihn zu verdrießen, daß ich in so unfeiner Weise die ihm eingeflößte Schablone mit der Wirklichkeit konfrontierte. Die Maschinenpistole weiter im Anschlag, machte er drei Schritte vor und drei Schritte zurück. Dann gab er murrend zu, daß ich vielleicht eine Ausnahme sei. Den Status meiner Kameraden ließ er offen.

Ich ertappte mich dabei, daß ich ihn beinahe hätte liebhaben können, diesen Jungen, der doch, wenn man es richtig bedachte, bei passendem Anlaß oder Befehl auf mich schießen würde. Warum sollte ich ihn nicht liebhaben können? Traf ihn irgendwelche Schuld an seiner Situation in dieser Stunde? Und hatte er nicht die liebenswerte Eigenschaft des dänischen Volkes, individualisieren zu

können? Jene Stärke der dänischen Nation – und Schwäche zugleich –, das grausame Schema vor dem einzelnen Menschen zurücktreten zu lassen?

Die Generation, der ich selbst angehörte, 15 bei der „Machtübernahme“, 21 bei Kriegsbeginn, hätte sich vielleicht von einer unmittelbaren Mitverantwortung für die Balkanisierung unseres Kontinents freisprechen können. Indessen empfand ich mich, rein gefühlsmäßig also, ohne Reflektion, für diesen Jungen aus Esbjerg in seinem ihm aufgepropften Haß mitverantwortlich. In der Sphäre des Unbewußten mochte auch er gefühlt haben, daß ich ihm wohlgesonnen sei – ich, der als potentieller Strafgefangener kein Recht dazu besaß –, denn er entließ mich, als die Sirene zur Mittagsstunde heulte, mit vorsichtigem Kopfnicken.

Wie sollten wir je mit dieser jungen dänischen Generation in vernünftigen Kontakt kommen, die uns Deutsche nur in der Form eisenbeschlagener Knobelbecher, nächtlicher Verhaftungskommandos und schmetternder Blechmusik kannten, und deren Reaktion darauf ihren Niederschlag in Sprengstoffattentaten, Liquidationen, Vervielfältigung illegaler Zeitungen gefunden hatte. Es war eine drückende Atmosphäre jenseits von Gut und Böse, eine, wie Hemingway sagen würde, gottsverdammte Zeit.

Ich glaubte, diesen Jungen aus Esbjerg längst vergessen zu haben – wir standen seit Ende 1945 in einer positiven Aufbauarbeit als er eines Tages schemenhaft wieder in mein Gedächtnis kam. Es war Jahre später ... in der Volkshochschule Askov. Am Rednerpult, sehr erhöht auf einer Empore, stand Tage Jessen und sprach in seiner straff gegliedertem, leicht dozierenden, aber auch humorvollen Art, indem er einmal rechts, einmal links vom Rednerpult erschien. Wir hatten eine deutsch-dänische Grenzdiskussion an dieser bemerkenswerten Stelle.

Der große Saal war, wie es heißt, „gerammelt voll“ von dänischer Jugend, wie immer, wenn Arnfred rief, der in Gedanken versunken zuhörte, um am Schluß der Versammlung eines seiner berühmten Resümées geben zu können. Ich überlegte mir, wie diese Jugend, die nur um drei – vier Jahre später auf die Welt gekommen war als jener Junge aus Esbjerg, wohl auf mein Erscheinen auf dem Rednerpult wirklich reagieren würde, hinter der Mauer des Respekts, den man einem geladenen Gast entgegenbringt. Von da oben würde man es wohl allmählich beurteilen können.

Ein Redner kann zuweilen ein Doppelbewußtsein haben. Mit dem einen ist er voll bei der Sache seines Vortrages und seiner Notizen, mit dem anderen geht er an den Reihen seiner Zuhörer entlang und guckt ihnen in die Augen. Die Jugend, die hier anwesend war – so empfand ich – war ein glückliches Dementi aller griesgrämigen Betrachtungen der Älteren über eine neue Generation, mit der wenig anzufangen sei, Betrachtungen, die jede Jugend sich gefallen lassen muß. Sie saßen da, bunt und frisch wie Blumen im Beet nach einer taufeuchten Sommernacht.

Es gilt bei solchen Diskussionen, daß nicht geklatscht wird, nur ganz am Schluß, wenn der Leiter der Versammlung den Gastrednern gedankt hat. Das ist fair gegen den Diskussionsredner, der kein Publikum auf seiner Seite hat. Wie nun ich als Deutscher in Askov. Dennoch aber war völlig klar zu erkennen, daß die Reaktion unter den Jugendlichen mehr als fair war. Sie setzte sich deutlich aus einer Mischung von Interesse und Freundlichkeit zusammen. Jedenfalls aber schien jedes Vorurteil zu fehlen.

Als wir nachher in den stilvollen Zimmern Arnfreds mit dem Lehrerkollegium der Volkshochschule zusammensaßen, erzählte ich von diesem meinem Eindruck, daß man zu mir ein völlig unbefangenes Verhältnis gehabt habe, Karnickel des Schreckens in Europa, als die wir Deutschen doch noch galten. Die Lehrer bestätigten: Quasi von einem Kursus zum anderen sei eine Jugend in die alten Räume eingerückt, die völlig anders sei. Anders als die von gestern, aber auch von vorgestern.

„Gestern“: die Jugend der Besatzungszeit, die sich nur schwer von den Fesseln diabolischer Beobachtungen oder gar Erlebnisse befreien konnte und das deutsch-dänische Verhältnis durch dieses graue Filter sah. „Vorgestern“: die Jugend der Zwischenkriegszeit, als die dänisch-nationale Arbeit im Grenzland und für das Grenzland noch ein selbstverständlicher Wert und eine positive Aufgabe allein war, geprägt von Distanz gegenüber dem Deutschen, aber nicht von Haß, die Erben in erster Generation des dänischen Selbstbehauptungskampfes in Nordschleswig.

Die neue Jugend nun, die schon die Besatzungszeit – und wieviel mehr die Zwischenkriegszeit – zum alten Eisen warf – mit pflichtschuldigstem Respekt vor dem, was Geschichte ist – akzeptierte den deutschen Redner des Tages mit großer Selbstverständlichkeit nicht nur als interessantes Phänomen, sondern als Diskussionspartner. Wieso nicht, bitte! Wieso sollte ein Deutscher kein Diskussionspartner sein? Selbst für die Frage hatte diese Jugend kaum noch Sinn. Wir lernten das schnell im nordschleswigschen Alltag kennen, und nicht nur, weil viele Jungen und Mädels, nachdem das deutsche Schulwesen zum Einsturz gebracht worden war, auf dänischen Schulbänken sitzen mußten. Dänische und deutsche Jugend fand zusammen wie wohl nie zuvor seit der Nationalitätenscheidung, und sie begriff das Staunen der älteren Generation nicht, geschweige denn die Mißbilligung derjenigen, die darin so etwas wie einen Verstoß gegen die Gebote sahen.

Man hätte denken können: Nun, das ist ein Boogie-Woogie der Jungen, die aus national indifferenten Kreisen gekommen sind. Aber weit gefehlt, die Koryphäen auf beiden Seiten mußten bald erkennen, daß ihre eigenen Kinder mit von der Partie waren, ohne im geringsten in der Eindeutigkeit ihres nationalen Zugehörigkeitsgefühls behelligt zu sein. Auch sie begriffen keineswegs, daß man

das nicht „dürfte“ oder „könnte“. Sie taten einfach.

Verraten wir ein Geheimnis, wenn wir hinzufügen, daß – auch auf dänischer Seite und gerade dort – manche der Alten, die noch als lebende Denkmäler der Kämpfe der Köllerzeit unter uns sind, die Tragik sehr heftig empfanden, „Historie“ geworden zu sein? Immer kleiner wurde die Zahl der Jugendlichen bei den Wiedervereinigungsfeiern, immer schematischer die Kenntnisse der „großen Zeit des Nationalitätenkampfes“ in den Schulen.

Man konnte von hervortretenden dänischen Persönlichkeiten die Frage hören: Wie spricht man diese Jugend an? Wortgewandte Redner, die mit dem Schwert des Geistes in der einen und dem blauen Liederbuch in der anderen Hand ihre eigene Generation an das verklärte Tor der Heimkehr nach Dänemark geführt hatten, erkannten, daß sie über die Köpfe der neuen Generation hinwegsprachen. Aber was war es denn eigentlich, was diese Jugend interessierte?

Wir haben erlebt, daß die Alten, die Traditionsträger des Dänentums in Nordschleswig, sich bemühten, die Jungen mit heranzuziehen. In Hoyer, aber das schien in einer ziemlich heillosen Diskussion zu enden, in der man einander vorbeiredete, und in Sonderburg, wo die Enkelin Hans Peter Hanssens sprach, ohne daß eine tiefere Wirkung festzustellen gewesen wäre. Weder bei der Jugend, noch – und das muß man sagen – bei den Alten, die, wie eine spitze Zunge es formuliert hat, sich in einem langen Leben so angestrengt haben, daß ihnen die Kraft fehlt, sich zurückzuziehen.

Aber jeder, der in diesen Jahren nach dem Saltomortale und Todessturz des Nationalsozialismus in den dreißiger und vierziger Jahren unseres 20. Jahrhunderts noch gerade eben jung genug war, um Kontakt mit der Jugend zu finden, weiß, daß mit unseren Maßstäben „etwas los“ ist, nicht mit der Jugend im großen und ganzen. Wenn sie nicht absolut so ist, wie die heute 80-, 70-, 60-, oder 50jährigen es in ihrer Jugend waren, dann ist sie eine „Traktorenjugend“, dann besteht sie aus „Swingboys“, ist ohne Ehrfurcht und Verantwortungsgefühl, sagen unsere „Maßstäbe“.

Die Jugend aber hat auch ihre Maßstäbe, und sie ist knapp so beeindruckt von uns wie wir selbst. Was haben wir ihr schließlich mit unseren Maßstäben übergeben? Eine Welt in Trümmern, nicht nur rein äußerlich. Man muß sich doch einmal klar machen – und eigentlich sollte es nicht so schwierig sein –, daß wir selbst es sind, die die Tafeln zerschlagen haben, gleichzeitig aber erwarten, daß die Jugend diese Tafeln anerkenne und ehre, was nur die Skepsis der Jugend erhöht.

Der geneigte Leser wird bemerkt haben, daß ich hier ins Allgemeine vorgegangen bin und nicht mehr zwischen dänischer oder deutscher Jugend unterscheide. Es dürfte nämlich sicher sein, daß in der Jugend, gleich welcher Nationalität, eine solche gemeinsame Grundstimmung vorhanden ist, die Grundstimmung der

Skepsis gegenüber den alten „Tafeln“. Um das zu erfahren, braucht man nur einmal zu lauschen, wenn deutsche und dänische Jugend unter sich diskutiert.

Was es uns so schwierig macht, den „Fall“ zu greifen, ist die eigenartige Passivität dieser Grundstimmung. Wie „faßbar“ wäre sie, wenn sie sich gegen irgendetwas auflehnte, wenn sie quasi rebellierte. Aber nein, sie herrscht einfach unter der Jugend, sie entzieht sich dem Zugriff, aber auch der Beeinflussung, und dabei ist sie seltsamerweise stark genug, a priori ein unsichtbares Band um junge Menschen verschiedener Nationalität zu schlingen, die sich irgendwie „verstehen“, auch wenn sie unterschiedliche „Meinungen“ haben.

Auf dieser Grundlage findet auch die Auseinandersetzung der Jugend über die Grenzfragen statt. Denn es wäre ja völlig falsch, zu glauben, daß sie sich etwa darüber nicht auseinandersetzt! Bloß fehlt ihr jedes Verhältnis zur Alternativ-Vorstellung in der Nationalitätenfrage in dem Sinne: Ich bin Däne – oder Deutscher – nur das ist richtig, der andere ist Deutscher – oder Däne – das ist falsch, davon muß ich ihn abbringen, dagegen muß ich angehen. In ihrer Nüchternheit erkennt diese Jugend die Koexistenz im Grenzland an, ohne überhaupt ernstlich darüber zu reflektieren.

Es ist eine völlig andere Art, an die Dinge heranzugehen, als wir es bisher gewohnt waren. Wer an vielen deutsch-dänischen „Gesprächen am runden Tisch“ teilgenommen hat – auch vor jugendlichem Publikum –, der weiß ein Lied davon zu singen. Man holt vor der dänischen Jugend, wie sicherlich auch vor der deutschen, die Stiche nach Haus, wenn man ganz ruhig und leidenschaftslos – ohne Pathos – zugleich ohne Demagogie – rein sachlich Stellung nimmt. Die „besten Pferde“ aus dem alten Stall sind schon hinkend nach Hause gegangen, weil sie sprachen, wie man vor zwanzig Jahren sprach.

Und wie sollen wir nun dazu stehen, wir, die auch allmählich beginnen, die grauen Haare an den Schläfen nicht mehr zählen zu können? Sollen wir uns entsetzt auf die Brust schlagen mit dem Ausruf: Himmel und Hölle, mit dieser Jugend ist nichts anzufangen! Wie unberechtigt und ungerecht wäre es! Denn diese Jugend schickt sich an, die nationale Auseinandersetzung an der Grenze auf das angemessene Niveau eines Meinungsaustausches auf der Grundlage des Respekts vor der Gesinnung der anderen herunterzuholen.

In dieser Jugend lebt die Skepsis der Enkel gegenüber der permanenten nationalen Hochstimmung der Großväter-Generation. Sie erhebt gegen Werte den Verdacht der Phrase, und sie erkennt die Risse an den alten Tafeln, die mühsam verklebt sind. Aber sie erhebt keinen Protest, sie übernimmt, was sie des Übernehmens für wert hält, ja, ich stehe nicht an, zu behaupten, daß sie in ihrer Weise gläubig ist, gläubig, wo sie fühlt, vor Menschen und Dingen zu stehen, die durch die Esse gegangen sind, ohne zu zerbröckeln.

*Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.*
Goethe

FRIEDRICH SCHÖNEMANN

Schließt »Amerikanismus« Nationalgefühl aus?

Nach jedem der beiden Weltkriege dieses Jahrhunderts zeigte sich in Europa eine Zunahme amerikanischen Einflusses, und zwar von der Großwirtschaft bis zu kleinen Dingen des täglichen Lebens, und eine entsprechende Abwehr auf europäischer Seite, gelegentlich so, als ob die höchsten Güter der europäischen Kultur in Gefahr wären oder kommen könnten. Alles, was man in den 1920er Jahren Amerika ankreiden zu müssen meinte, faßte man damals bequem in den Begriff „Amerikanismus“ zusammen, und heute, eine Generation später, spricht man entsprechend von dem „amerikanischen Mythos“, der aus diesem oder jenem Grunde in Amerika oder Europa gebrochen werden mußte.

Das ließe sich an der Hand zweier Bücher im einzelnen erörtern. Nach dem 1. Weltkrieg erschien unter vielen anderen Büchern das Werk des amerikakundigen Journalisten Dr. Adolf Halfeld „Amerika und der Amerikanismus“ (bei Eugen Diederichs in Jena 1928) und nach dem 2. Weltkrieg von L. L. Matthias „Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder das geordnete Chaos“ (im Rowohlt Verlag, Hamburg, 1953). Halfelds Kritik war direkter und ausgesprochen europäisch und erkannte am Ende: „daß Europa, sein Gemeinschaftsleben, seine Seele und sein geistiges Ich, ja selbst seine Wirtschaft, sich nicht „amerikanisieren“ lassen, wäre die notwendige Schlußfolgerung aus einer leidenschaftslosen Behandlung gegebener Tatsachen“. Der deutsche Idealist ließ sich eben nicht an Europa irremachen.

Anders der Publizist unserer Tage. Er entdeckt bei seinem Rundgang durch die amerikanische Zivilisation im wesentlichen eine begrenzte „militärische – wie auch

kulturelle Macht einer Erwerbsgesellschaft“, die dabei ist, eine Welthegemonie zu errichten, und sieht Europa, „wie es den Anschein hat“, in der Gefahr, „die Einmaligkeit des historischen Augenblicks nicht zu benutzen und die Funktion des Züngleins an der Waage zu übernehmen“. Sein Endwunsch lautet: „Amerika ist nicht Rom, und alles, was zu hoffen übrigbleibt, ist, daß es nicht Karthago sein mag“.

Auch wenn sich beide deutsche Schriftsteller – und viele andere deutsche Amerikakritiker mit ihnen – der Übertreibung und Verallgemeinerung schuldig gemacht haben, der berechtigten Sorge um große und kleine Dinge der europäischen Kultur ist manches nachzusehen, haben sich tatsächlich zu viele Deutsche von weniger guten Seiten des Amerikamertums beeinflussen lassen, wobei es eine deutsche Frage bleibt, warum denn amerikanische Lebens- und Denkweisen überhaupt nachgeahmt, ja nachgeäfft worden sind. Liegt hier nicht viel mehr eine deutsche Untugend oder Schwäche als ein amerikanisches Laster oder gar eine amerikanische Schuld vor?

Der 2. Weltkrieg hat nun eine besondere Lage geschaffen. Nicht nur spielte die „psychologische Kriegführung“ eine große Rolle, und „Hitlers Krieg“ führte die Amerikaner zu einer umfangreichen ideologischen Kriegsliteratur (Demokratie gegen Faschismus, Freiheit gegen Diktatur, „Der amerikanische Charakter“ u. ä. m.), aber auch nach der bedingungslosen Kapitulation hörte der seelische Krieg längst noch nicht auf, es gab die „Nürnberger Prozesse“ und die „Umerziehung“ des deutschen Volkes. Natürlich waren sich bei dieser „Umerziehung“ alle vier Besatzungsmächte durchaus einig, wenigstens im Ziel, in der Methode und in den praktischen Ergebnissen, dagegen stellten sich seltsame Unterschiede heraus, wie es die Schulsysteme in den verschiedenen (früheren) Besatzungszonen beweisen können. Aber am stärksten und besonders nachdrücklich waren doch die Amerikaner an allen Maßnahmen der „Umerziehung“ beteiligt.

Gemeinhin entwertet wurden dem deutschen Volk Wert und Begriff des Nationalismus, so daß er im Sprachgebrauch in Verruf gekommen ist. Ursprünglich bedeutete er jedoch das notwendige und erlaubte Nationalgefühl, ein gesundes Nationalbewußtsein, das – mit den Symbolen der Nationalflagge und der Nationalhymne – eine Überzeugung von der kulturellen und politischen Zusammengehörigkeit mit dem eigenen Volk enthielt, zugleich mit der unbedingten Verpflichtung zum politischen Schicksal eben dieses Volkes, ohne daß damit eine Abwertung anderer Nationen bezweckt oder bewirkt würde. Die ebenso erlaubten wie gesunden Äußerungen dieses Nationalismus hießen „national“.

Dem gegenüber wurde dem Nationalismus, hauptsächlich durch Kriegspropaganda auf allen Seiten, ein verderbliche Überbetonung des nationalen Gedankens und der Selbstenfaltung auf Kosten der Lebensgemeinschaft anderer

Völker unterstellt. Seine Äußerungen wurden als „nationalistisch“ gekennzeichnet. Tatsächlich zeigten sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in vielen Völkern nationalistische Bestrebungen, zum Teil ideologischer, zum Teil wirtschaftspolitischer Art, sie dienten zur Verschärfung der weltpolitischen Spannungen und zur Verursachung von Kriegen.

Weder im guten noch im schlechten Sinn ist Amerikanismus ein Gegensatz zum Nationalismus. Wie die repräsentative Demokratie an sich hat auch die der Vereinigten Staaten von Amerika keine Sicherheit gegen patriotischen Überschwang und nationalistische Aggressivität dargestellt. Auch Amerika ist nach dem Spanischen Krieg (1898) dem Weltübel des Imperialismus anheimgefallen, hat ihn aber schneller als andere Weltmächte überwunden und ist im Grunde auch nicht mehr bereit, dem Kolonialismus anderer Völker, zum Beispiel der Briten oder der Franzosen, eigene Opfer zu bringen. Wo es alten europäischen Kolonialmächten heute noch beisteht, geschieht es aus Gründen der Gemeinsamkeit im Kampf gegen den Weltkommunismus, um „die Front des Westens“ nicht noch weiter zu schwächen.

Auch im Innern sind die USA im Laufe der letzten hundert Jahre immer nationaler geworden. Noch lange nach dem Abfall der nordamerikanischen Kolonien vom britischen Mutterland huldigte man in der Öffentlichkeit dem Gedanken Thomas Paines von Amerika als einem Asyl der Menschheit, einer Zufluchtsstätte für alle Landhungrigen und politisch oder sonstwie Bedrückten Europas. Man brauchte Arbeitsmenschen, Pioniere und Siedler und machte ihnen die Aufnahme in den politischen Verband in der Neuen Welt leicht. Die Geschichte der amerikanischen Einwanderungsbestimmungen könnte das Schritt für Schritt belegen; doch schon seit 1897 haben sich die gesetzlichen Bestimmungen immer mehr verschärft, bis dann von 1920 ab neue Vorstellungen über Umfang und Art der Einwanderung Gesetzesform erlangten. Und nicht zufällig wurden zur gleichen Zeit die Naturalisierungsvorschriften neu geregelt und die Pflichten eines amerikanischen Bürgers festgelegt.

Zwei Beispiele dürften genügen. Seit dem 2. Weltkrieg werden taugliche Neueingewanderte vor die Wahl gestellt, ob sie in ihrer neuen Heimat Militärdienstpflicht leisten wollen oder nicht. Verneinen sie diese Pflicht, können sie das amerikanische Bürgerrecht nicht erwerben und müssen wieder in ihr Ursprungsland zurückkehren. Welch ein Wandel gegen die Zeit, als die Auswanderung nach Amerika die letzte und beste – Entziehung von der deutschen Militärflicht war!

Ein ähnlicher Wandel trat im F.-D.-Roosevelt-Regime mit der gesetzlichen Verpflichtung des Verhaltens amerikanischer Bürger im Ausland ein. Eine Beteiligung an politischen Wahlen im Gastland hatte automatisch den Verlust der Bürgerschaft zur Folge! Dieses neue Gesetz traf zum Beispiel viele mit Ausländern

verheiratete Amerikanerinnen, die sich sicher im Genuß ihrer amerikanischen Bürgerrechte wähnten, da sie nicht ahnen konnten, welche neuen Bürgerpflichten ihnen auferlegt worden waren. Jedenfalls besteht für die amerikanische Regierung das Problem der doppelten Bürgerschaft nicht mehr.

Schlagender als mit diesen beiden neuen Tatsachen kann das alte deutsche Vorurteil wohl kaum erledigt werden, als sei Amerika noch gar keine *Nation*. Nicht viel anders ergeht es einem weiteren Fehltrilbeil zahlloser Deutscher, nämlich daß die Amerikaner kein *Volk* im europäischen Sinne seien, also keine Wurzeln im Boden, kein eigentliches Volksdasein, keine reiche schöpferische Vergangenheit und keinen gesellschaftlichen Grundcharakter besäßen. Amerikanische Forscher der letzten Jahrzehnte haben solche neuen Vorurteile entweder widerlegt oder stark eingeengt, daran sind Kulturgeschichte, Folkloristik, Sozialgeschichte und auch eine gründliche und umfassende Literaturkunde in gleicher Weise beteiligt. Man kommt in diesem Zusammenhang einem begründeten Urteil schon näher, wenn man sich das Bodenständige der amerikanischen Demokratie klarmacht – etwa im Gegensatz zu deutschen Verhältnissen, die dem Gedeihen des Pflänzleins Demokratie nicht durchweg günstig waren, wie aus dem Schicksal der Weimarer Republik zu ersehen ist; man denke auch an die letzten Überbleibsel monarchistisch-dynastischer Interessen (Bayern, Hannover ...).

In Amerika hat die Demokratie seit Jahrhunderten volle Lebenswirklichkeit mit einem erstaunlich geringen Saatgut von Theorie. Die Lebenspraxis entstand urwüchsig auf amerikanischer Erde und schöpfte immer neue Kraft aus dem eigenen Boden. Hierfür ist „das Tal der Demokratie“ der beste Beweis, gemeint ist das mächtige Mississippi-Gebiet, die eigentliche Mittelebene des Kontinents Nordamerika und eines der reichsten Siedlungsgebiete der Erde; politisch ist es fast gleichbedeutend mit der fruchtbarsten Form der amerikanischen Demokratie, im wesentlichen dem, was man „Pionierdemokratie“ genannt hat. Denn von den drei Wesenszügen, die solche Demokratie von allen Arten europäischer Demokratie unterscheidet, waren alle drei echt amerikanisch, nämlich der Anfang in einem völlig neuen Land, einer Wildnis ohne Vor- und Nachteile jahrhundertelanger Einrichtungen und Überlieferungen; die „Grenze“, d. h. im amerikanischen Sinn von Siedlungs- und Freilandgrenze; und die ausschlaggebende Rolle der Mittelklassen, mit ihrer Privatinitiative, ihrer rastlosen Arbeitsamkeit und soliden Tüchtigkeit, ohne die zum Beispiel der amerikanische Wirtschaftsaufschwung undenkbar ist, doch auch mit ihren Bürgertugenden, voran ihrem Idealismus, ihrer Großzügigkeit im Ideellen wie im Materiellen, ihrem religiösen Aktivismus und ihrem Glauben an „education“, an Erziehung, in amerikanischer Auffassung.

Eine solche Demokratie, die als lebendige Wirklichkeit das gesamte private und öffentliche Leben durchdringt, offenbart zugleich ein Volk, wert des Namens; und

die Demokratie als Menschenumgang, die als letzte Folgerung aus amerikanischen Lebensverhältnissen entstanden ist, unterstreicht das amerikanische Volksdasein von heute. Freilich hat man es mit einem anderen Volksbegriff als im alten Europa zu tun. In jedem Amerikaner lebt der Glaube, daß seine Nation und sein Volk mehr sind als eine Nation und ein Volk, nämlich „ein großangelegtes Experiment, das in ständigem Wandel neue Formen sucht und findet und das ein Ideal verkörpert.“. Was für ihn „Amerika“ bedeutet, faßt er deshalb gern in der unbestimmten und verführerischen Bezeichnung „amerikanische Lebensart“ (American Way of Life) zusammen; sie umschließt neben Allgemein-Menschlichem die amerikanischen Besonderheiten, von denen er nicht erwartet, daß andere Völker sie mit ihm teilen.

Eigentümlich am amerikanischen Volk ist eine Vielfältigkeit des Lebens, die es mit großer Liebe hegt und pflegt. Die verwirrende Anzahl von Rassen und Nationalitäten, von Glaubensbekenntnissen und Losungen aller Art, von wirtschaftlichen Interessen und reformerischen oder gar revolutionären Ideen, die es in seiner Bevölkerung gibt, stellt für den Amerikaner kein Problem, vielmehr ein Plus dar, vor allem einen lebendigen Beweis dafür, daß man hier seiner Individualität gemäß leben kann. In der Vielfalt der Formen wird ein Ausdruck der Freiheit für alle erblickt.

Man denke dabei aber auch an die beträchtlichen regionalen Verschiedenheiten des nordamerikanischen Kontinents, wo die Natur die Menschen anders geartet sein läßt, wo entsprechende Unterschiede an menschlichen Ansichten, Sitten und Einrichtungen, ja, zusammengefaßt, an Lebensstilen bestehen. Da gibt es den Westen, unter sich noch eine Vielfalt von Lebensformen, vom Mittelwesten und vom Osten verschieden, und den Süden, dessen Menschen radikal verschieden von der Lebensweise der Bewohner anderer amerikanischer Bundesstaaten leben, und Texas, das geographisch zum Mittelwesten und auch zum Süden gehört, größer als das kaiserliche Deutschland von 1914, und innerhalb der Union einzigartig ist. Nicht zuletzt gibt es da den Osten, in dem es kein „Westerner“ aushalten kann, der jedoch Ideen und Formen für ganz USA geboren hat.

Keine dieser amerikanischen Regionen ist nun „amerikanischer“ als die andere. Man hat von der „Verschiedenheit von Nationen innerhalb der Nation“ geredet und von dieser Verschiedenheit den amerikanischen Lebensstil schlechthin abgeleitet. Aber – und das entscheidet – diese amerikanischen „Teilnationen“ sind unter einen Hut gebracht worden. Sie sind durch viele gemeinsame Bande, nicht zuletzt das amerikanische Englisch, eng und unauflöslich miteinander verknüpft worden. Sie sind sogar in einem konventionellen Nationalbewußtsein geeint, wie ihr Patriotismus und ihre Treue gegenüber ihrem Staat in außenpolitischen Krisen und Kriegen es vor aller Welt bewiesen haben. Doch nicht weniger eindrucksvoll ist in Krieg und Frieden eines Riesenvolkes Liebe und Loyalität zur Idee Amerika,

zu der unvermeidlich und untrennbar gehören: eine Flagge, eine Sprache, eine volkstümliche Kultur und eine einheitliche Demokratie!

Amerikas nationale Einheit geht über das Herkömmliche hinaus; denn „sie steht im Zusammenhang mit gewissen Idealen, mit ihrem ganzen Komplex von Grundsätzen und Überzeugungen, zu denen das gesamte amerikanische Volk in engster Beziehung steht. Die Wahrheit, die die übrige Welt bisher so schwer begreifen konnte, ist, daß der Amerikaner auf zwei Ebenen zugleich steht - der praktischen und der ideellen

„Was die Amerikaner zusammenhält ..., ist nicht irgendein nationaler Organismus, sondern das System“, das einen Grund- und Lebensbegriff: die Freiheit!, eine dynamische praktische Tendenz: die Gleichheit!, und einen ausgleichenden Konstitutionalismus als umfassende Methode enthält.

Recht verstanden, ist Amerika nicht ein Volk ohne sittliche Ziele, auch nicht ein Land ohne Seele, und erschöpft sich der Amerikanismus nicht in Auto, Coca Cola und Hollywood, auch nicht in der Verzweiflungsliteratur der letzten Jahrzehnte, deren psychopathische Fiebrigkeit europäische Leser von schöpferischer Selbstkritik und vom ehrlichen Suchen nach Werten trennen sollten, „die an sich einen guten Teil der geistigen Vitalität im amerikanischen Leben darstellen.“

Im wohlverstandenen Amerikanismus steckt nichts, was Vaterlandsliebe und Patriotismus, Heimmattreue und Nationalgefühl ausschließen könnte, und steckt alles, was zur Stärkung und Festigung wahrer deutscher Demokratie dienen kann – mit Freiheit und Gleichheit der Rechte für uns und alle Menschen und Völker guten Willens.

Der Grenzkampf vor einem neuen Stadium

Nach dem zweiten Weltkrieg träumte ein sehr großer Teil der südschleswigschen Bevölkerung davon, daß das Land bald dänisch werden würde. Heute wissen sie – und wir alle, daß dieser Traum sich vorläufig kaum erfüllen wird. Das hat den Grenzkampf in ein neues Stadium geführt. Denn nicht nur Grenzverschiebungen vermögen das, auch die Tatsache, daß gegen alles Erwarten die Grenze festliegt, kann eine neue Phase einleiten. Die Perspektive für die dänischen Südschleswiger ist nun der lange Kulturkampf. Sie werden sich darauf einstellen müssen, ihr Leben als deutsche Staatsbürger vor den Grenzen Dänemarks zu leben. – Es ist die Tatsache, die den Hintergrund bildet zur Umstellung der dänischen Arbeit in Südschleswig, die in diesen Jahren sich vollzieht, vor allem auf dem Gebiet der Schulen, die aus Wiedervereinigungsschulen nun zu Heimatschulen werden.

Soweit wird man sich ohne weiteres einig sein. Aber die Frage ist die, ob der Grenzkampf nicht in einem anderen und weit wichtigeren Sinne im Begriff ist, in ein neues Stadium zu treten, freilich langsam nur, wie etwa im vorigen Jahrhundert, als der Vaterlandsbegriff geschaffen wurde.

Hier werden viele stutzig sein. Das Eigentliche des Grenzkampfes, werden sie sagen, wird sich nicht ändern, und viele werden hinzufügen, daß die Deutschen sich auf jeden Fall nicht ändern werden, und danach werden wir uns richten müssen.

Sind wir heute im Begriff, in eine Periode des Grenzkampfes einzutreten, die von der bisherigen so verschieden ist wie etwa das Nationalitätenprinzip vom Gesamtstaatgedanken? Es ist zu früh, Endgültiges darüber zu sagen, aber man braucht nicht besonders hellhörig zu sein, um zu spüren, daß wir etwas Neuem entgegengehen. Im folgenden werde ich nur zwei der Zeitzeichen anführen, die darauf hindeuten, und gleichzeitig darlegen, welche Folgerungen sich daraus für unsere Arbeit ergeben.

Mit den veränderten Machtverhältnissen in der Welt hat der deutsch-dänische Grenzkampf einen ganz neuen Hintergrund bekommen. Dänemark und Deutschland sind beide Glieder der neu errichteten westlichen Verteidigungsgemeinschaft und werden zweifelsohne im Laufe der Jahre durch äußere Umstände zu einer ständig intimeren Zusammenarbeit gezwungen

werden. In der Tat sind Dänemark und Deutschland ja schon so oder so Waffenbrüder, und es wird kaum lange dauern, bis die ersten gemeinsamen Übungen anlaufen werden.

Diese Verteidigungsgemeinschaft hat eine Spannung zwischen unseren Interessen als Mutterland der Minderheit in Südschleswig und unseren Interessenpflichten als Natoland herbeigeführt. Wir bemerkten es bereits, als die Verhandlungen über die Wiederaufrüstung Deutschlands stattfanden. Die dänischen Südschleswiger waren weithin gegen die Remilitarisierung Deutschlands, aber als Natomitglied mußte Dänemark dafür sein. Nun wird Flensburg zu einer starken Garnisonstadt ausgebaut werden. Nationalpolitisch gesehen werden dabei in Dänemark Bedenken hochkommen, militärpolitisch aber müssen wir daran lebhaft interessiert sein, und es ist anzunehmen, daß die Anregung dafür aus Dänemark kommt.

Wenn die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Verteidigung nur ein isoliertes Phänomen wäre, würde es für den Grenzkampf nur von geringer Bedeutung sein. Aber keiner kann heute davor blind sein, daß die Nato-Leitung eine Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedsländern auch auf anderen als nur militärischen Gebieten wünscht, und daß die zwischenvolkliche Zusammenarbeit nicht nur von den Politikern und Militärs gewünscht wird, sondern auch vom sogenannten einfachen Mann.

Die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Dänemark wird sich darum in den kommenden Jahrzehnten sicher auf breiter Front erweitern. Die Frage ist, ob unter solchen Verhältnissen dann die Aufrechterhaltung des Grenzkampfes unter den heutigen Formen möglich ist, oder ob er mit der Zeit als unangebracht (urimelig) empfunden werden wird, als Anachronismus, der mit den Forderungen des Tages nichts zu tun hat.

Kleine Ursachen können unter Umständen aber verheerende Wirkungen haben (Liden tue kan vælte stort Læs).

Es ist sehr schwierig, in dieser Richtung etwas zu probieren, aber es darf als selbstverständlich angesehen werden, daß die Tatsache, daß Dänemark und Deutschland nun zum ersten Mal in der Geschichte auf derselben Seite der Front stehen, und daß die politischen Leiter auf beiden Seiten sich bemühen, die Länder einander näherzubringen, mit der Zeit Folgen nach sich ziehen wird für die Verhältnisse im Grenzlande.

Denn das, was jetzt im Begriff ist, sich zu vollziehen, ist nichts anderes als eine Verschiebung der jahrhundertealten dänischen Auffassung von Deutschland als dem Erbfeind. Wir haben unsere ganze Geschichte hindurch Danewerke gebaut gegen die Deutschen, Slawen und Wenden, und die Mischung von Furcht und Haß, die den wesentlichsten Bestandteil unserer Gefühle gegenüber unserem südlichen Nachbarn ausmachten, sind selbstverständlich eine gewaltig

inspirierende Kraft in unserer Grenzarbeit gewesen. Nun ist diese Inspiration, im großen gesehen, nicht mehr vorhanden, und ob das nicht einer der Gründe für die Schwierigkeiten sein mag, mit denen wir in diesen Jahren hin und her in Dänemark zu tun gehabt haben, um für die Arbeit in Südschleswig wirkliches Interesse zu finden?

Parallel mit dieser Entwicklung finden wir bei dem einfachen Mann wachsendes Interesse für zwischenvölkliche Arbeit. Dieses Interesse, das vielleicht eher ein Empfinden für die Notwendigkeit internationaler Zusammenarbeit ist, findet sich nicht am wenigsten bei der Jugend. Sie denkt heute global und nicht national. Es sind die großen konstruktiven Bewegungen, die ihr Interesse gefangen nehmen, nicht die nationalen Fragen Deutsch-Dänisch. Die kommen ihnen vor wie ein Hund auf der Kegelbahn. Das Neudänentum in Südschleswig ist auch viel weniger patriotisch als die Flensburgdänen.

*

Welche Folgerungen haben wir nun auf diesem Hintergrund für unsere nationale Arbeit zu ziehen?

Als erstes wollen wir festhalten, daß wir uns nur freuen können über das wachsende Verständnis für zwischenvölkliche Arbeit, und als zweites, daß wir an einem guten Nachbarschaftsverhältnis zu Deutschland und an einer Entspannung des Grenzkampfes weitgehend interessiert sein müssen. *Grenzkampf* darf kein Ziel an sich sein, ebensowenig wie der Frieden um des Friedens willen es sein darf. Und wir sollten uns selber davor warnen, durch Festhalten an überholten Vorstellungen und Tönen der Befriedung des Grenzstreites im Wege zu stehen. Heute – reichlich hundert Jahre nachdem das Nationalitätsprinzip auf den Thron gehoben und die heutige Phase des Grenzkampfes eingeleitet wurde – sind diese für alle Brückenarbeit notwendigen Pfeiler gegenseitigen Respekts im großen und ganzen schon da.

Jetzt steht die nächste Phase bevor: über die Kluft zwischen Menschen und Geschlechtern die eigentliche Brücke zu bauen, die der Nationalismus schuf. Das ist eine Arbeit, die wir mit derselben Leidenschaft anpacken müssen wie die, die wir hinter uns haben und die uns auseinandertrieb. Es ist schwierig, und mancher wird den Kopf schütteln und sich abwenden. Andere werden sich auf fernerliegende Aufgaben stürzen und diese peinlich naheliegenden liegenlassen. Es ist leichter, auf großen Kongressen Beschlüsse zu fassen, wie die Verhältnisse in Indochina und in anderen fernen Ländern gelöst werden müssen, als Voreingenommenheiten fahren zu lassen, die man ein Leben lang gehegt hat. Aber nehmen wir nun an, daß die Brückenarbeit im deutsch-dänischen Grenzland unser Beitrag für den Weltfrieden wäre und wir ihn nicht leisten wollten? Dann werden wir am großen Atomtag, wo die Luren zum letzten Male gellen, verurteilt werden, weil wir ebensowenig wie andere die Zeit unserer Heimsuchung

erkannten und die nächstliegende Forderung von uns wiesen.

Die Tagung auf Danebod und ihr Echo im dänischen Südschleswig

Das Bild der anderen Seite wäre nicht vollständig, würden wir das eine Woche später in der dänischen Danebod-Hochschule bei Fünenhaff auf Alsen abgehaltene Nordische Treffen nicht erwähnen. Das Rahmenthema lautete: „Die nationalen Minderheiten und die Südgrenze des Nordens“. Im einzelnen waren folgende Vorträge vorgesehen:

Schriftsteller Jörgen Bukdahl: „Gegensätze und Zusammenspiel der nordischen Länder“; Fejlberg-Jørgensen, Direktor des Gymnasium in Tondern: „Dänisch und Deutsch in Nordschleswig“; Holger Andersen, Präsident und Vorsitzender des dänischen Grenzvereins: „Das Minderheitenrecht 1914—1945“; Hermod Lanning, Mitglied der FN und des Europarats: „Das Minderheitenrecht heute“; Rektor Thomas Svendsen, Westerland: „Südschleswig heute“; Hans Pipping, cand. pol.: „Die Bedeutung der Finnlandschweden für Finnland und den Norden“; Poul Engberg: „Der Norden und der Europagedanke“.

Eingeladen hatte die Jugend des Grenzvereins (Grænseforeningen), dessen Sekretär Bent A. Koch ist, dem wir den Artikel über die neue Phase des Grenzkampfs verdanken.

Die Teilnahme stand allen Interessierten offen. Folgende Minderheiten waren zur Teilnahme eingeladen: die dänischen Südschleswiger, die nationalen Friesen, die deutschen Nordschleswiger, die verschiedenen Gruppen der Samen (Lappländer) und die Finnlandschweden. Geladen war auch der Grenzfriedensbund. Der Bund deutscher Nordschleswiger hatte die Entsendung einer offiziellen Vertretung abgelehnt, da eine Beteiligung der Gruppe nach dem Programm nicht vorgesehen war. Vom Grenzfriedensbundes nahmen Rektor Petersen, Hamburg, und Herr Henningsen, Kiel, an der ganzen Woche teil und Herr Nydahl und Dettlef Hansen nur an je zwei Tagen.

Das Programm wickelte sich nach dem vorgesehenen Plan ab. Es wurde aber in letzter Stunde die deutsche Volksgruppe in Nordschleswig um ein Referat gebeten, und Chefredakteur Jes Schmidt, Apenrade, der Vorsitzende des deutschen Jugendverbandes, hielt am Mittwoch einen Vortrag über die deutsche Minderheit in Nordschleswig nach 1945. — *Wir fanden in der Sache nichts Aufregendes.*

Das Nachspiel

Am Abend des 16. August fand in Flensborghus eine Versammlung der Vertrauensmänner des SSV und des SSW statt, auf der man zum Problem der „neuen Phase“ Stellung nahm. „Flensborg Avis“ berichtete darüber folgendes:

„Die Minderheitenbegegnungen laufen heute offenbar auf Hochtouren“, so leitete S. Münchow seinen Bericht vor der Vertrauensmännerversammlung ein. „Wir wollen das an sich nicht kritisieren, aber es kommt uns vor, als ob man auf diesen Tagungen zu Zeiten bedeutend übers Ziel hinausschießt. Das südschleswigsche Dänentum war auf der Danebodtagung offiziell nicht vertreten; aber wir konnten ja auch nicht im voraus wissen, daß man uns erzählen würde, wie das Ganze gemacht werden soll. Und ich möchte gerne hervorheben, daß nach meiner Meinung das viele Reden über die ‚neue Phase‘ durchaus nicht angebracht ist. Der nationale Kampf geht ja in derselben Spur weiter, der er schon viele Jahre gefolgt ist. — In der Praxis jedenfalls.

Und wenn man sich vor Aufstellung der These von der neuen Phase die Mühe gemacht hätte, sich mit den Menschen, die in der praktischen Arbeit stehen, in Verbindung zu setzen, hätte man dafür überzeugende Beweise bekommen können. Von deutscher Seite wird die dänische Minderheit nicht voll anerkannt, weil sie ihrerseits die heutige Grenze nicht meint anerkennen zu können. Immer wieder geraten unsere Leute in Schwierigkeiten, nur aus dem Grunde, weil sie Dänen sind. Der Sekretär des Kontaktausschusses hat alle Hände voll zu tun. Unsere Zeitungen bekommen die offiziellen Anzeigen nicht im gleichen Umfang wie die deutschen. Wir stehen im Wirtschafts- und Erwerbsleben nicht auf gleichem Fuß mit den Flüchtlingen, die außer dem Lastenausgleich, den sie mit Fug und Recht erwarten dürfen, eine ganze Reihe von Vorteilen genießen; in verschiedenen Gemeindevertretungen sucht man nach Kräften die Dänischgesinnten zur Seite zu schieben; man sucht unsere Kinder aus der dänischen Schule zu ziehen. Wo sind da die Zeichen einer neuen Phase?“

„Man kann vielleicht davon sprechen, daß etwas größere Ruhe über die Verhältnisse kommt als bisher; aber das ist etwas ganz anderes“, setzte Münchow fort. „Das ist wohl nicht zum mindesten eine Folge der offiziellen Haltung, die Bonn nach den Verhandlungen mit der dänischen Regierung gegenüber der Nationalitätenfrage einnimmt. Die Errichtung eines Kontaktausschusses über die Grenze hinweg, die von grenzdeutscher Seite gewünscht wird, wäre ein Rückschritt, zu dem wir ebensowenig wie der dänische Staat unsere Zustimmung haben geben können. *Eine andere Frage ist vielleicht, ob die Heimdeutschen in Nordschleswig und die dänische Minderheit in Südschleswig gegenseitigen Nutzen aus gelegentlichen Begegnungen ziehen können, wo man die Möglichkeit hat, aktuelle Probleme miteinander zu erörtern, freilich nicht im Beisein von*

Ministern und Ministerialbeamten, sondern als Grenzer unter sich. Wenn man eventuell dadurch einen Beitrag leisten kann, daß sich die Kampfhaltung der einzelnen Menschen beruhigt, dann kann man vielleicht von einer neuen Phase sprechen – aber vorher nicht. Zu solcher Zusammenarbeit sind wir bereit. Aber man muß sich darüber klar sein, daß wir nicht nur Brücke zu sein wünschen. Es muß auch eine Front da sein, selbst wenn sie nur kultureller Art ist. Und wenn man auf deutscher Seite mit jeder Wahl eine Volksabstimmung will, wird man sich schon damit abfinden müssen, daß wir auch darin einen Beweis sehen, daß die neue Phase noch lange nicht da ist.“

Auch andere Teilnehmer der Versammlung wollten von einer neuen Phase nichts wissen, und ein Antrag, daß der Hauptvorstand auf geeignete Weise gegen die Behauptung vom Anbruch einer neuen Phase Einspruch erheben solle, wurde einstimmig angenommen.

Der Streit um diese neue Phase hat einen heftigen Streit in der dänischen Presse ausgelöst. Wir enthalten uns jeder Stellungnahme zu den Vorgängen und begnügen uns damit, unserer Meinung dahin Ausdruck zu geben, daß die Entwicklung den von uns eingeschlagenen Weg weitergehen wird. D. H.